



# Leseprobe

Colleen McCullough  
**Dornenvögel**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



---

Seiten: 864

Erscheinungstermin: 19. September 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

COLLEEN McCULLOUGH

Dornenvögel

### *Buch*

Anfang des 20. Jahrhunderts beschließt der Ire Paddy Cleary, mit seiner Frau und den sieben Kindern ins südöstliche Australien auszuwandern, um dort auf der Schaffarm »Drogheda« für seine Schwester Mary Carson zu arbeiten. Die Beschäftigung auf der Farm verspricht bescheidenen Wohlstand, doch das Leben im rauen Buschland fordert stetige Opfer von den Clearys. Trotz familiärer Spannungen und der harten Arbeit scheint die Familie nach und nach zur Ruhe zu finden – aber der Friede soll nicht von langer Dauer sein. Das größte Drama bahnt sich an, als der nach Sydney versetzte Pater Ralph de Bricassart zu Besuch kommt und seinem einstigen Schützling Meggie Cleary wiederbegegnet: Meggie hegt seit Kindertagen eine große Zuneigung zu dem attraktiven Pater, der mit der Familie eng verbunden ist. Mittlerweile ist das Mädchen von damals zur Frau herangereift, und Ralph kann sich ihrem Charme und ihrer Anmut nicht länger entziehen ...

### *Autorin*

Colleen McCullough wurde 1937 im neuseeländischen Wellington geboren. Sie studierte Neurologie, arbeitete in verschiedenen Krankenhäusern in England und Amerika und war als Dozentin an der Yale-Universität tätig, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Ihre Romane, allen voran *Dornenvögel*, erreichten auf der ganzen Welt ein riesiges Lesepublikum. Bis zu ihrem Tod im Januar 2015 lebte sie abgeschieden auf der kleinen Insel Norfolk Island im Südpazifik.

*Ebenfalls bei Blanvalet lieferbar:*  
Land der Dornen

Colleen McCullough

# Dornenvögel

Roman

Deutsch  
von Günter Panske

blanvolet

Die Originalausgabe erschien 1977  
unter dem Titel *The Thorne Birds*  
bei Harper & Row, Publishers, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2016

Copyright der Originalausgabe © 1977 by Colleen McCullough

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1981

by Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Copyright dieser Ausgabe © 2016 by Blanvalet in der Penguin

Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: plainpicture/Design Pics; Shutterstock/Flas100

AF · Herstellung: wag

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0298-1

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

# INHALT

1. TEIL  
1915–1917 MEGGIE  
*Seite 9*
2. TEIL  
1921–1928 RALPH  
*Seite 83*
3. TEIL  
1929–1932 PADDY  
*Seite 273*
4. TEIL  
1933–1938 LUKE  
*Seite 357*
5. TEIL  
1938–1953 FEE  
*Seite 541*
6. TEIL  
1954–1965 DANE  
*Seite 663*
7. TEIL  
1965–1969 JUSTINE  
*Seite 817*

*Da gibt es die Legende von einem Vogel, der in seinem Leben nur ein einziges Mal singt, doch singt er süßer als jedes andere Geschöpf auf dem Erdenrund. Von dem Augenblick an, da er sein Nest verlässt, sucht er nach einem Dornenbaum und ruht nicht, ehe er ihn nicht gefunden hat. Und wenn er im Gezweig zu singen beginnt, dann lässt er sich so darauf nieder, dass ihn der größte und schärfste Dorn durchbohrt. Doch während er stirbt, erhebt er sich über die Todesqual, und sein Gesang klingt herrlicher als das Jubeln der Lerche oder das Flöten der Nachtigall. Ein unvergleichliches Lied, bezahlt mit dem eigenen Leben. Aber die ganze Welt hält inne, um zu lauschen, und Gott im Himmel lächelt. Denn das Beste ist nur zu erreichen unter großen Opfern ... So jedenfalls heißt es in der Legende.*

1. TEIL  
1915–1917

MEGGIE

1

Am 8. Dezember 1915 hatte Meggie Cleary ihren vierten Geburtstag. Nach dem Abräumen des Frühstücksgeschirrs drückte ihre Mutter ihr wortlos ein braunes Papierpäckchen in die Arme und befahl ihr, nach draußen zu gehen. So hockte Meggie sich hinter den Stechginster beim Vordertor und begann, ungeduldig und mit ungeschickten Fingern am Einwickelpapier zu zerren. Es roch schwach nach dem Wahine General Store, wo es so verwirrend viele Dinge zu kaufen gab. Der Geruch verriet ihr, dass – wunderbarerweise – wohl auch dieses Päckchen mit seinem Inhalt dort gekauft worden war. Ja, gekauft. Nichts von anderen Abgelegtes war es und auch nichts Hausgemachtes.

Durch eine aufgerissene Ecke im Papier schimmerte es hell, fast wie Gold. Meggie attackierte die schützende Hülle heftiger. Lange Streifen von braunem Papier riss sie fort.

»Agnes! Oh, Agnes!«, sagte sie zärtlich und blickte verwirrt auf die Puppe, die da wie in einem zerrupften Nest lag.

Ein Wunder, o ja. Den Wahine General Store hatte Meggie erst ein einziges Mal von innen gesehen, vor einer halben Ewigkeit: im Mai – als Belohnung dafür, dass sie besonders brav gewesen war. Ihre Mutter neben sich, nahm sie bei der Fülle ringsum vor lauter Aufregung kaum etwas genauer wahr. Mit einer Ausnahme allerdings: Agnes.

Die wunderschöne Puppe, gekleidet in eine Krinoline aus rosa Satin mit cremefarbenem Spitzenbesatz allüberall, saß auf dem Ladentisch, und Meggie taufte sie auf der Stelle Agnes. Von den Namen, die sie kannte, passte einzig dieser für ein so makellofes Geschöpf. Während der folgenden Monate sehnte sie sich zwar nach Agnes, aber ohne jede Hoffnung. Meggie besaß keine Puppe und wusste nicht, dass kleine Mädchen und Puppen zusammengehörten. Zufrieden spielte sie mit den Sachen, die ihre Brüder fortgeworfen hatten, mit den Schleudern und den Pfeifen, mit den lädierten Soldaten. Wenn sie dabei schmutzig wurde, kümmerte sie das kaum.

Dass Agnes zum Spielen da sein könnte, dieser Gedanke kam ihr überhaupt nicht. Sacht strich sie über das rosafarbene Kleid – wie viel schöner war es doch als alles, was sie bisher bei irgendeiner Frau gesehen hatte! – und hob die Gliederpuppe hoch. Nicht nur die Arme und die Beine ließen sich bewegen, wie Meggie herausfand, sondern auch der Kopf. Ja, sogar in der überaus schlanken Taille war Agnes beweglich. Ihr goldenes Haar türmte sich zu einer wunderbar hohen Frisur, die winzige Perlen zierten. Über den Spitzenbesatz des Halsausschnitts lugte ein Stückchen fahler Busen. Das wunderschöne, fein bemalte Gesicht, offenbar aus einer Art Keramikmasse bestehend, war unglasiert geblieben, sodass die zart getönte Haut eine matte, natürliche Schattierung besaß. Die blauen Augen, gleichsam umkränzt von Wimpern aus richtigem Haar, wirkten erstaunlich lebensecht. Auf einer der wie rötlich überhauchten Wangen befand sich ganz oben ein Schönheitsfleck. Die dunkelroten Lippen waren leicht geöffnet, sodass man die winzigen weißen Zähne sehen konnte. Meggie setzte sich die Puppe vorsichtig auf den Schoß, kreuzte behaglich die Füße und tat dann nichts – außer dass sie Agnes betrachtete.

Und damit war sie auch noch beschäftigt, als Jack und Hughie durch das raschelnde Gras nah am Zaun herbei-

kamen. Dort wucherte es dicht, weil man mit der Sense so schlecht herangelangen konnte.

Wie alle Cleary-Kinder außer Frank hatte Meggie rotes Haar, auffällig und verräterisch. Jack gab seinem Bruder einen Stoß in die Rippen und streckte triumphierend die Hand aus. Die Jungen grinsten einander an. Sofort trennten sie sich. Jetzt waren sie Soldaten, die einen Maori-Verräter in die Zange nahmen. Doch Meggie hätte sie ohnehin nicht gehört. Leise summend saß sie, völlig in die Betrachtung der schönen Agnes versunken.

»Was hast du da, Meggie?«, rief Jack, auf sie zustürzend.  
»Zeig's uns!«

»Ja, zeig's uns!« Kichernd war Hughie auf der anderen Seite aufgetaucht.

Meggie presste die Puppe an sich und schüttelte den Kopf.  
»Nein, sie ist meine! Ich habe sie zum Geburtstag bekommen!«

»Zeig sie uns, los schon! Wir wollen sie uns nur mal ansehen.«

Stolz und Freude gewannen die Oberhand. Sie hielt die Puppe so, dass ihre Brüder sie sehen konnten. »Da, ist sie nicht schön? Sie heißt Agnes.«

»Agnes? *Agnes?*« Jack tat, als müsse er sich erbrechen. »So ein blöder Name, da kommt's einem ja hoch! Warum nennst du sie nicht Margaret oder Betty?«

»Weil sie Agnes ist!«

Hughie sah, dass es eine Gliederpuppe war. Er stieß einen Pfiff aus. »He, Jack, sieh mal! Die kann den Arm bewegen, sogar die Hand!«

»Wo? Lass mal sehen.«

»Nein!« Wieder presste Meggie die Puppe an sich. In ihren Augen zeigten sich Tränen. »Nein, ihr macht sie kaputt! Oh, Jack, lass sie mir doch – sie zerbricht!«

»Pah!« Seine schmutzigen, braunen Finger schlossen sich fest um ihr Handgelenk. »Soll ich dir tausend Stecknadeln

verpassen? Und sei bloß nicht so eine Heulsuse, sonst erzähle ich's Bob.« Weißlich spannte sich ihre Haut unter seinen hart quetschenden Fingern. Hughie packte die Puppe beim Kleid und zog.

»Gib schon her, sonst mach' ich mal Ernst!«, sagte Jack.

»Nein, nicht! Bitte, Jack, nicht! Du machst sie bestimmt kaputt! Lass sie mir doch! Nimm sie mir nicht weg, bitte!« Trotz seines harten, schmerzenden Griffs hielt sie die Puppe noch immer umklammert, versuchte, sich zu wehren, schluchzend, strampelnd.

»Hab' sie!«, schrie Hughie triumphierend, als es ihm gelang, Meggie die Puppe zu entwenden.

Die beiden Jungen fanden Agnes nicht weniger faszinierend, als Meggie sie gefunden hatte. Im Handumdrehen hatten sie die Puppe ausgezogen. Nackt lag sie vor ihnen, und die Jungen zogen und zerrten an ihr herum – ließen sie gliederverrenkende akrobatische Kunststücke vorführen: ein Bein mit dem Fuß hinter dem Kopf; dann der Kopf brutal ins Genick gedreht; anderes mehr.

Meggie stand weinend, doch ihre Brüder beachtetten sie nicht weiter. Und Meggie selbst dachte nicht daran, zu irgendjemandem um Hilfe zu laufen. Wer sich in der Cleary-Familie nicht aus eigener Kraft behaupten konnte, durfte kaum mit Hilfe oder Mitgefühl rechnen. Das galt auch für Mädchen.

Das hochgetürmte Goldhaar der Puppe fiel über ihre Schultern herab. Die winzigen Perlen versprühten gleichsam im hohen Gras, waren nicht mehr zu sehen. Ein schmutziger Schuh trat absichtslos auf das herumliegende Kleidchen. Dreck aus der Schmiede haftete jetzt auf dem Satin. Meggie ließ sich auf die Knie fallen und kroch verzweifelt umher, um die Puppenkleidung vor schlimmerem Schaden zu bewahren. Dann tastete sie unter den hohen Grashalmen nach den winzigen Perlen.

Vor Tränen konnte sie nichts sehen, und was sie empfand, was ihr fast buchstäblich das Herz zerriss, war für sie ein

völlig neues Gefühl: Bis jetzt hatte sie noch nie etwas besessen, dessen Verlust es wert gewesen wäre, dass man darum trauerte.

Frank steckte das Hufeisen in kaltes Wasser. Es zischte, und er richtete sich auf, straffte den Rücken. Tat gar nicht mehr weh nach all dem Krummstehen. Es schien also, dass er sich jetzt doch an die Arbeit in der Schmiede gewöhnt hatte. Würde auch allmählich Zeit, hätte sein Vater bestimmt gesagt: nach rund einem halben Jahr.

Aber Frank brauchte keinen, der ihm ins Gedächtnis rief, wie lange es her war, dass er ins Joch von Esse und Amboss geriet. Er hatte die Zeit gemessen, sehr genau, wenn auch weniger in Tagen und Wochen als in Hass und Zorn.

Er warf den Hammer in seinen Kasten, schob sich mit zitternder Hand das glatte, schwarze Haar aus der Stirn und band sich den alten Lederschurz ab. Sein Hemd lag in der Ecke auf einem Haufen Stroh. Mit schweren Schritten ging er darauf zu, stand dann sekundenlang und starrte auf die stellenweise zerborstene Schuppenwand, als ob sie gar nicht vorhanden wäre.

Er war klein, nur knapp über eins sechzig, und so dünn, wie junge Burschen es häufig sind. Doch auf den Schultern und an den Armen zeigten sich bereits deutlich erkennbare Muskelpartien. Zweifellos hatte die harte Arbeit mit dem Hammer dafür gesorgt. Auf seiner hellen, sehr reinen Haut glänzte Schweiß. Dunkel wie seine Haare waren auch seine Augen, und das gab ihm irgendwie einen fremdländischen Einschlag. Weder seine vollen Lippen noch die recht breite Nase gehörten zu den üblichen Familienmerkmalen. Von der Seite seiner Mutter her floss in seinen Adern Maori-Blut, und das schlug durch. Er war fast sechzehn Jahre alt, während Bob kaum elf war, Jack zehn, Hughie neun, Stuart fünf und die kleine Meggie drei. Aber halt, das stimmte nicht mehr. Ihm fiel ein, dass Meggie heute, am 8. Dezember, vier geworden war.

Er schlüpfte in sein Hemd und verließ den Schuppen.

Das Haus, auf einem kleinen Hügel gelegen, befand sich etwa dreißig Meter oberhalb der Stallungen, den Schuppen mit eingeschlossen. Es war so wie fast alle Häuser auf Neuseeland: an vielen Stellen gleichsam auswuchernd, aus Holz, hatte nur ein Erdgeschoss – nicht ohne Grund: Zumindest theoretisch bestand so eine größere Chance, dass bei einem Erdbeben *vielleicht* noch etwas von ihm stehenblieb. Überall rundum wuchs Stechginster, gerade jetzt von gelben Blüten wie übersät. Das Gras war grün und üppig, und anders kannte man das auf Neuseeland eigentlich auch nicht. Selbst wenn mitten im Winter manchmal den ganzen Tag über im Schatten der Frost nicht wich, wurde das Gras keineswegs braun, und der lange, milde Sommer färbte es nur in noch satterem Grün. Der Regen fiel sacht. Er peitschte nicht herab auf die zarte Zerbrechlichkeit dessen, das da wuchs; er zerstörte nicht. Es gab keinen Schnee, und die Sonne hatte gerade genügend Kraft, um zu lieblosen, nicht um zu versengen.

Doch Geißeln kannte auch Neuseeland. Nur waren es nicht die Geißeln des Himmels, sondern eher der Erde: jene ungeheuren Kräfte der Zerstörung, die unaufhörlich in ihrem Bauch brodelten und deren heimtückisches Lauern sich mitteilte durch ein Zittern, das man buchstäblich in den Beinen spüren konnte. So vernichtend war jene urgewaltige Kraft, dass dreißig Jahre zuvor ein ganzer hochaufragender Berg verschwunden war. Dampf entwich wild zischend aus Rissen und Spalten in Hügelhängen, Vulkane spien Rauch zum Himmel empor, und das Wasser der Gebirgsbäche sprudelte warm. Riesige Seen aus Schlamm brodelten ölig, und das Meer brandete gegen Klippen, die bei der nächsten Flut vielleicht schon nicht mehr stehen würden. Stellenweise war die Erdkruste nur dreihundert Meter dick.

Und doch war es ein sanftes, anmutiges Land. Hinter dem Hügel mit dem Haus dehnte sich eine Ebene, die so grün war wie der Smaragd an Fiona Clearys Verlobungsring. Tausende

gelblicher Punkte schienen hineingetupft in diese Fläche – und entpuppten sich, wenn man näher kam, als Schafe. Unter dem hellblauen Himmel bildeten dann die Hügel gleichsam einen muschelartigen Kranz für jenen wunderschönen Berg, der über 2500 m hoch war. Von Schnee gekrönt, besaß er eine kegelförmige Gestalt von so unglaublicher Symmetrie, dass selbst jene, die ihn – wie Frank – Tag für Tag sahen, nie aufhörten, ihn wie ein Wunder zu bestaunen.

Es war ein recht steiler Anstieg, den Hügel hinauf zum Haus; dennoch ging Frank ziemlich rasch. Und bald schon sah er die kleine Gruppe dort beim Ginster.

Frank war es gewesen, der seine Mutter nach Wahine gefahren hatte, weil sie für Meggie diese Puppe kaufen wollte – einen Vers konnte er sich darauf allerdings immer noch nicht machen. Zum Geburtstag so unpraktische Dinge zu schenken entsprach keineswegs ihrer Gewohnheit. Dafür fehlte es ganz einfach an Geld, und keines der Kinder hatte je ein Spielzeug geschenkt bekommen. Man bekam immer nur etwas zum Anziehen: Geburtstage und Weihnachtsfeste dienten nicht zuletzt dazu, den recht kümmerlichen Bestand an Bekleidung zu ergänzen. Was nun Meggie betraf, so hatte sie offenbar bei ihrem bislang einzigen Besuch in der Stadt diese Puppe gesehen, und Fiona hatte das nicht vergessen. Als Frank sie deshalb befragte, murmelte sie nur, dass ein Mädchen eine Puppe brauche, und wechselte hastig das Thema.

Jack und Hughie zogen und bogen so an der Puppe herum, als wollten sie ihr die Glieder aus den Gelenken reißen. Von Meggie konnte Frank nur den Rücken sehen. Hilflos stand sie, während ihre Brüder mit Agnes ihr gewalttätiges Spiel trieben. Ihre weißen Strümpfe waren verrutscht und hingen beutelig herab. Unter dem Saum ihres braunen Samtkleides sah man mehrere Zentimeter rosiger Haut. Über ihren Rücken fiel in erstaunlicher Fülle das sorgfältig gelockte Haar herab, nicht rot eigentlich und auch nicht golden, sondern irgendeine Schattierung dazwischen. Die Taftschleife, wel-

che die vorderen Locken hielt, hing jetzt sehr schlaff und unordentlich. Meggie hatte irgendetwas in der Hand, das Kleidchen der nackten Puppe offenbar. Mit der anderen Hand stieß sie gegen Hughie – versuchte vergeblich, ihn beiseitezuschieben.

»Ihr verdammten kleinen Schweinehunde!«

Jack und Hughie sprangen auf und gaben Fersengeld. Vergessen war die Puppe. Wenn man Franks fluchende Stimme hörte, machte man sich besser umgehend aus dem Staub.

»Wehe, ich erwische euch noch mal, wenn ihr die Puppe anfasst!«, schrie Frank hinter ihnen her. »Dann kriegt ihr von mir was auf eure vollgeschissenen Ärsche!«

Er beugte sich zu Meggie und nahm ihre Schultern zwischen seine Hände. Sacht schüttelte er sie.

»Nun weine nicht mehr! Komm schon – jetzt sind sie ja weg, und deine Puppe werden sie nie wieder anfassen, das verspreche ich dir. Und nun lächle mich mal an. Ist heute doch dein Geburtstag, nicht?«

Die Tränen strömten ihr über die Wangen, und sie blickte Frank aus grauen Augen an, die so groß und so voller Tragik waren, dass er fühlte, wie es ihm die Kehle zuschnürte. Er zog einen schmutzigen Lappen aus seiner Hosentasche, wischte ihr damit ungeschickt übers Gesicht, hielt dann ihre kleine Nase zwischen dem Stoff.

»Schnauben!«

Sie tat es und bekam dann, während ihre Tränen trockneten, einen Schluckauf. »Oh, Fra-Fra-Frank, die ha-ha-hatten mir Agnes weggenono-nommen!« Heftig sog sie die Luft durch die Nase. »Ihr Haa-Haa-Haar fiel herab, und sie ver-lolo-lor all die hübschen, tleinen Per-Per-Perlen, die da drin wa-wa-waren. Sie sind alle ins Gra-Gra-Gras gefallen, und ich kann sie nicht finden!«

Wieder stürzten Tränen aus ihren Augen, fielen Frank auf die Hand. Ein oder zwei Sekunden blickte er auf seine feuchte Haut, dann leckte er die Tropfen ab.

»Na, dann müssen wir sie ja finden, nicht? Aber du kannst nichts finden, wenn du weinst, weißt du, und was soll eigentlich diese Babysprache? Seit einem halben Jahr habe ich nicht mehr gehört, dass du ›tlein‹ statt ›klein‹ sagst! Hier, schnaub dir noch mal die Nase, und dann heb sie auf, die arme ... Agnes? Wenn du ihr nicht ihre Sachen anziehst, bekommt sie ja einen Sonnenbrand.«

Auf seine Aufforderung setzte sie sich an den Wegrand. Er schob ihr sacht die Puppe in die Arme und begann dann, im Gras umherzukriechen. Schließlich hielt er etwas hoch und rief triumphierend:

»Da! Eine Perle! Die erste! Die anderen finden wir auch noch alle, wart nur ab.«

Bewundernd sah Meggie zu, wie er Perle auf Perle fand und jedes Mal hochhielt. Aber dann dachte sie daran, wie leicht Agnes bei ihrer gewiss sehr empfindlichen Haut einen Sonnenbrand bekommen konnte, und sie begann, die Puppe anzuziehen. Wirklich beschädigt schien sie nicht zu sein. Die Arme und Beine waren schmutzig, das Haar sehr zerzaust ...

Meggie zerrte an einem der beiden Schildpattkämme, die in ihrem eigenen Haar steckten, jeweils über den Ohren. Sie zog ihn heraus und begann, damit Agnes zu kämmen. Die Puppe hatte echtes Haar – Menschenhaar. Es war blond gefärbt, und die einzelnen Haare, kunstvoll verknotet und mit Leim befestigt, hafteten an einem Stück Leinwand.

Meggie kämmte. Die Zinken ihres Kamms verfangen sich im zottigen Haar der Puppe, und das Mädchen zerrte ungeschickt. Plötzlich passierte es, das Furchtbare. Das ganze Haar löste sich und hing jetzt als wirres Knäuel an den Zinken des Kamms. Über Agnes' glatter Stirn war nichts, kein Kopf, kein kahler Schädel. Nur ein grauenvolles, klaffendes Loch. Zitternd beugte Meggie sich vor und spähte hinein. Die zarten Konturen des Puppengesichts, hier fanden sie sich gleichsam in umgestülpter Form wieder ... die Wangen, das Kinn ... zwischen den leicht geöffneten Lippen schimmerten

die Zähne, nur dass sie auf dieser Seite schwärzlich wirkten, sehr hässlich ... und ein Stück darüber befanden sich die beweglichen Puppenaugen ... zwei entsetzliche Kugeln mit Draht daran, der Agnes' Kopf durchbohrte ...

Meggie stieß einen schrillen Schrei aus – gar nicht wie ein Kind. Sie schleuderte Agnes fort und schrie und schrie, am ganzen Körper zitternd, das Gesicht in den Händen verborgen. Dann spürte sie, wie Frank sie tröstend in die Arme nahm, und sie drängte sich Schutz suchend an ihn und legte ihren Kopf auf seine Schulter und fühlte sich mehr und mehr beschwichtigt; nahm sogar wahr, wie gut er doch roch, ganz nach Pferden und Schweiß und Eisen.

Als sie wieder ruhig war, ließ Frank sich von ihr erzählen, was sie so entsetzt hatte. Und dann nahm er die Puppe, blickte in ihren hohlen Kopf und fragte sich unwillkürlich, ob seine Kinderwelt früher auch so voll sonderbarer Schrecken gewesen war. Doch die bedrängenden Erinnerungen, die in ihm aufstiegen, hatten mit Menschen zu tun und ihrem Getuschel und ihren kalten Blicken; und mit dem kummervollen, wie verkniffenen Gesicht seiner Mutter; und mit dem Zittern ihrer Hand, die seine umschloss; und mit der eigentümlich gekrümmten Haltung ihrer Schultern.

Was hatte Meggie bloß gesehen, dass sie fast so etwas wie einen Schreikampf bekam? Was *war* da in dem Kopf? Hätte Agnes, als sich ihr Haar löste, geblutet, Meggie wäre längst nicht so entsetzt gewesen. Bei den Clearys kam es mindestens einmal pro Woche vor, dass jemand heftig blutete.

»Ihre Augen, ihre Augen!«, flüsterte Meggie und weigerte sich, die Puppe anzusehen.

»Sie ist wunderschön, Meggie«, versicherte er. Er hielt sie noch in den Armen, unmittelbar vor sich ihr Haar, prachtvolles Haar, eine solche Fülle, eine solche Farbe.

Erst nach einer kleinen Ewigkeit brachte er sie dazu, wieder einen Blick auf Agnes zu werfen. Und eine weitere kleine Ewigkeit verging, bis er sie dazu überreden konnte, in das

aufklaffende Loch des Puppenkopfs zu schauen. Er zeigte ihr, wie der Mechanismus der Augen funktionierte, wie sorgfältig alles gearbeitet war, damit sie sich, je nachdem, öffneten oder schlossen.

»Komm«, sagte er schließlich, »es wird Zeit, dass du hineingehst.« Mit Schwung hob er sie hoch, nahm auch die Puppe. »Wir werden Mum bitten, das bei ihr wieder in Ordnung zu bringen, nicht? Wir werden ihre Kleider waschen und bügeln und das Haar wieder befestigen. Und die Perlen ... na, damit mach' ich richtige Nadeln, damit sie nicht so einfach aus dem Haar rausfallen können und du Agnes prima frisieren kannst.«

Fiona Cleary schälte in der Küche Kartoffeln. Sie war eine sehr hübsche Frau, zart, ein wenig unter Mittelgröße, doch ihr Gesicht wirkte ziemlich hart und streng. Sie besaß eine ausgezeichnete Figur mit immer noch zierlicher Taille, trotz der sechs Kinder, die sie zur Welt gebracht hatte. Sie trug ein graues Baumwollkleid, das so lang war, dass sein Saum den makellos sauberen Boden berührte. Zum Schutz hatte sie sich eine enorm große, weiße und gestärkte Schürze vorgebunden. Das Trägerband schlang sich hinten um ihren Hals, auf dem Rücken in Höhe der Taille sah man eine perfekt gebundene, ein wenig steif abgespreizte Schleife. Von morgens bis abends war dies hier ihr Reich, die Küche und außerdem der Garten hinter dem Haus; und ihr Arbeitsleben glich einem kreisförmigen Pfad, der in sich selbst mündete und den sie unentwegt mit ihren derben, schwarzen Stiefeln abschnitt: vom Herd zur Wäsche, von dort zum Gemüsegarten, dann zur Wäscheleine und wieder zurück zum Herd.

Sie legte ihr Messer auf den Tisch und starrte Frank und Meggie an. Ihr schön geformter Mund krümmte sich an den Winkeln abwärts.

»Meggie, heute Morgen habe ich dich dein Sonntagskleid anziehen lassen unter der Bedingung, dass du's nicht schmut-

zig machst. Nun sieh sich das bloß mal einer an! Was für ein kleines Dreckferkel bist du doch!«

»Mum, es war nicht ihre Schuld«, erklärte Frank. »Jack und Hughie haben ihr die Puppe weggenommen, um zu sehen, wie sich die Arme und die Beine bewegen lassen. Aber das kann man alles wieder in Ordnung bringen, meinst du nicht? Ich hab's Meggie versprochen.«

»Lasst mal sehen.« Fee streckte die Hand nach der Puppe aus.

Sie war eine eher wortkarge Frau. Niemand kannte ihre Gedanken, nicht einmal ihr Mann. Ohne Klage, ohne Widerrede tat sie, was immer er ihr befahl, es sei denn, sie hatte sehr gewichtige Gegenstände. Den Jungen war schon der Verdacht gekommen, sie habe vor Daddy einen genauso großen Heidenrespekt wie sie selbst. Aber falls das zutraf, so verbarg sie es wie unter einer schützenden Hülle: hinter einer Außenfront von Ruhe, Beherrschtheit und Strenge. Nie lachte sie, nie verlor sie die Fassung.

Nachdem sie die Puppe eingehend betrachtet hatte, legte sie sie auf die Küchenanrichte beim Herd und blickte zu Meggie.

»Morgen früh werde ich ihre Kleider waschen und sie frisieren. Frank könnte ihr vielleicht heute Abend nach dem Tee das Haar wieder ankleben und sie baden.«

Ihre Stimme klang eher sachlich als tröstlich. Meggie nickte und lächelte unsicher. Manchmal wünschte sie sich so sehr, ihre Mutter lachen zu hören, doch stets hoffte sie vergeblich darauf. Sie spürte, dass da etwas Besonderes war, das sie beide miteinander verband – etwas, das Daddy und die Jungen nicht mit ihnen teilten. Und doch: Es schien keinen Weg zu geben, der vorbeiführte an diesem abweisenden Rücken, den nie ruhenden Füßen. Ein gleichsam abwesendes Nicken war oft ihre einzige Antwort, während sie in rastlosem Hin und Her vom Tisch zum Herd, vom Herd zum Tisch wechselte und arbeitete, arbeitete, arbeitete.

Außer Frank konnte keines der Kinder ahnen, dass Fee immer und ewig müde war, oft knochentief müde. Es gab so viel zu tun, doch an Geld fehlte es und an Zeit. Und nur ein Paar Hände war da, um alles zu erledigen. Sie sehnte den Tag herbei, an dem Meggie alt genug sein würde, ihr zu helfen. Bereits jetzt übernahm das Kind einfache Aufgaben, aber mit seinen vier Jahren konnte es die Last natürlich noch nicht wirklich erleichtern. Sechs Kinder insgesamt, doch nur eines – und dazu noch das jüngste – ein Mädchen. All ihre Bekannten empfanden gleichzeitig Mitleid und Neid, aber dadurch wurde die Arbeit auch nicht getan. In ihrem Nähkorb befand sich ein wahrer Berg ungestopfter Socken, und ihre Stricknadeln steckten in einem angefangenen Strumpf. Hughie wuchs aus seinen Pullovern heraus, und bei Jack war's noch nicht so weit, dass der die seinen an Hughie hätte weitervererben können.

Ein reiner Zufall wollte es, dass Padraic Cleary in dieser Woche, der Woche von Meggies Geburtstag, nach Hause kam. Mit der Saison für die Schafschur war es noch nicht so weit, und er hatte gerade in der Nähe einen vorübergehenden Job: pflügen und pflanzen. Von Beruf war er Schafscherer, doch das war Saisonarbeit und dauerte von der Mitte des Sommers bis zum Ende des Winters; danach kam dann das Lamm. Meist fand er reichlich Arbeit, um den Frühling und den ersten Sommermonat zu überbrücken. Er half beim Lamm und beim Pflügen und sprang auch beim Melken ein, wenn irgendwer in einer Molkerei diese ewige Zweimal-pro-Tag-Routine mal satthatte. Wo es Arbeit gab, dorthin machte er sich auf. Seine Familie ließ er in dem großen, alten Haus zurück, und sie musste sehen, dass sie allein zurechtkam. Das war keineswegs grob oder gefühllos von ihm: Wenn man nicht das Glück hatte, Land zu besitzen, blieb einem gar nichts anderes übrig.

Als er kurz nach Sonnenuntergang kam, brannten die Lampen, und Schatten huschten unruhig über die Wände und

die hohe Decke. Auf der Hinterveranda spielten die Jungen mit einem Frosch. Nur Frank war nicht dabei. Doch Padraic wusste, wo er sich befand. Vom Holzhaufen her klangen die regelmäßigen Schläge einer Axt. Rasch gab er Jack einen Tritt ins Hinterteil, zog Bob am Ohr.

»Los, ihr kleinen Faulpelze! Helft Frank drüben beim Holz! Und seht zu, dass ihr damit fertig seid, bevor Mum den Tee auf dem Tisch hat. Sonst setzt es was!«

Gleich darauf war er in der Küche und nickte Fiona zu, die am Herd stand. Er gab ihr keinen Kuss, umarmte sie auch nicht. Ein solcher Austausch von Zärtlichkeiten zwischen Mann und Frau gehörte nach seiner Überzeugung ins Schlafzimmer. Seine Stiefel waren von Schlamm überkrustet, und als er sie jetzt auszog, benutzte er dazu den Stiefelknecht. Meggie kam hereingehüpft. Sie brachte ihm seine Hausschuhe, und er lächelte ihr zu: Wie stets, wenn er sie sah, überkam ihn ein eigentümliches Gefühl, eine Art Erstaunen. Wie hübsch war sie doch, und wie schön war ihr Haar! Er griff nach einer Locke, zog sie lang, ließ sie wieder los – nur um zu sehen, wie sie für Augenblicke hin und her tanzte. Dann hob er Meggie hoch und setzte sich auf den einzigen bequemen Stuhl, den es in der Küche gab, einen sogenannten Windsor-Stuhl. Er stand nicht weit vom Feuer, auf seiner Sitzfläche lag ein Kissen. Padraic seufzte behaglich, zog seine Pfeife hervor, klopfte sie am Stuhlbein aus. Aschen- und Tabakreste fielen auf den Fußboden, er achtete nicht weiter darauf. Meggie machte es sich auf seinem Schoß bequem und schlang ihre Arme um seinen Hals. Und dann wandte sie ihr Gesicht zu ihm empor und tat, was sie fast immer tat, wenn er abends zu Hause war. Sie spielte eine Art Spiel: beobachtete, wie das Licht gleichsam durch die kurzen, goldenen Stoppeln seines Bartes filterte.

»Wie geht's dir, Fee?«, fragte Padraic Cleary.

»Gut, Paddy«, erwiderte seine Frau. »Hast du heute die untere Koppel geschafft?«

»Ja, ich bin fertig damit. Gleich morgen früh kann ich mit der oberen anfangen. Aber, Herrgott, was bin ich müde!«

»Hat MacPherson dir wieder diese alte Stute gegeben?«

»Aber ja. Könnte das Tier doch mal selber nehmen und mir den Rotschimmel überlassen, nicht? Fällt ihm nicht ein. Meine Arme fühlen sich wie aus den Gelenken gerissen. Ich schwöre dir, diese Stute hat das härteste Maul in En Zed.«

»Na, lass nur. Old Robertson hat nur gute Pferde, und du wirst schon bald dort sein.«

»Kann gar nicht bald genug sein.« Er stopfte groben Tabak in seine Pfeife und nahm aus dem großen Kasten beim Herd einen Span, den er kurz ins Feuerloch hielt. Das Holz flammte auf, und er lehnte sich zurück und sog die Luft durch den Pfeifenstiel so tief ein, dass aus dem Pfeifenkopf eigentümliche Blubbergeräusche klangen. »Wie fühlt man sich denn mit vier, Meggie?«, fragte er.

»Ziemlich gut, Daddy.«

»Hat Mum dir dein Geschenk gegeben?«

»Oh, Daddy, wie habt ihr das nur erraten, dass ich Agnes so gernhaben wollte?«

»Agnes?« Er warf Fee einen raschen Blick zu, lächelte. Seine Augenbrauen hoben sich fragend. »Ist das ihr Name: Agnes?«

»Ja. Sie ist wunderschön, Daddy. Ich möchte sie den ganzen Tag ansehen.«

»Sie kann von Glück sagen, dass sie noch was zum Ansehen hat«, erklärte Fee grimmig. »Jack und Hughie bekamen die Puppe nämlich zwischen die Finger, bevor Meggie überhaupt Gelegenheit hatte, einen richtigen Blick darauf zu werfen.«

»Nun ja, Jungs sind Jungs. Ist der Schaden schlimm?«

»Nichts, was sich nicht wieder in Ordnung bringen lässt. Bevor sie die Sache auf die Spitze treiben konnten, ist Frank ihnen dazwischengefahren.«

»Frank? Was hatte denn der hier zu suchen? Der sollte

doch den ganzen Tag in der Schmiede arbeiten. Hunter will seine Tore haben.«

»Er war den ganzen Tag in der Schmiede. Er kam nur her, um irgendein Werkzeug zu holen«, sagte Fee hastig. Was seinen ältesten Sohn betraf, so war Padraic doch wirklich zu streng.

»Oh, Daddy, Frank ist der beste Bruder! Er hat meine Agnes gerettet, und nach dem Tee wird er für mich ihr Haar wieder ankleben.«

»Das ist gut«, sagte ihr Vater schläfrig. Er lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen.

Es war heiß, so dicht am Herd, doch das schien ihn nicht zu stören. Glänzende Schweißperlen traten auf seine Stirn. Er schob die Arme hinter den Kopf und nickte ein.

Das dichte, lockige rote Haar, das sich in den verschiedensten Schattierungen bei den Cleary-Kindern fand, hatten sie von ihrem Vater, doch gar so grellrot wie bei ihm sah man es bei ihnen nicht. Er war ein kleiner Mann, der ganz aus Stahl und aus stählernen Federn zu bestehen schien. Die krummen Beine zeugten von einem Leben mit Pferden, und die Arme wirkten eigentümlich verlängert, was vom jahrelangen Schafscheren kam. Seine Brust und seine Arme waren golden behaart; bei dunklen Haaren hätte dieses Geflecht wohl hässlich ausgesehen. Die hellblauen Augen schienen stets ein wenig zusammengekniffen zu sein, wie bei einem Seemann, der in endlos weite Fernen späht. Sein Gesicht wirkte sympathisch, und stets lag der Hauch eines eigentümlichen Lächelns auf seinen Zügen, weshalb andere Männer ihn auf den ersten Blick mochten. Seine Nase war eine wahrhaft klassisch römische Nase, was seine irischen Mitbrüder verwundert haben musste – allerdings ist an irischen Gestaden so manches Schiff gelandet oder auch gestrandet. Noch immer sprach er in der schnellen, weichen und verwischten Art der Galway-Iren, doch nach fast zwanzig Jahren auf der anderen Seite des Globus klang alles ein wenig gedeckter und auch lang-

samer als früher – etwa wie bei einer alten Uhr, die mal wieder richtig aufgezogen werden müsste. Er war ein zufriedener Mensch, und mit dem harten und schweren Leben, das er führen musste, kam er besser zurecht, als das den meisten gelang. Zwar konnte er sehr streng sein, und er schrieb eine »Handschrift«, die keiner so leicht vergaß. Dennoch beteten ihn, mit einer Ausnahme, alle seine Kinder an. War nicht genügend Brot für die ganze Familie da, so verzichtete er für seinen Teil darauf. Und hieß es, entweder ein neues Kleidungsstück für ihn oder aber für einen seiner Sprößlinge, so kam ganz selbstverständlich das Kind an die Reihe. Das war gewiss ein größerer Beweis für seine Liebe, als es eine Million flüchtiger Küsse gewesen wäre. Allerdings brauste er leicht auf, und es konnte geschehen, dass es völlig mit ihm durchging: Er hatte einmal einen Mann getötet. Doch das Glück hatte ihm zur Seite gestanden. Der Mann war ein Engländer gewesen, und im Hafen von Dun Laoghaire lag ein Schiff, das im Begriff stand, nach Neuseeland auszulaufen.

Fiona ging zur Hintertür und rief: »Tee!«

Einer nach dem anderen marschierten die Jungen herein. Die Nachhut bildete Frank mit einem Armvoll Holz, das er in den großen Kasten beim Herd fallen ließ. Padraic hob Meggie von seinen Knien und stellte sie auf die Füße. Dann ging er zum Kopfende des Esstischs auf der anderen Seite der Küche. Die Jungen nahmen an den Längsseiten Platz, und Meggie krabbelte auf die Holzkiste, die ihr Vater auf den ihm zunächst stehenden Stuhl gestellt hatte.

Schnell und geschickt füllte Fee das Essen auf ihrem Arbeitstisch direkt in die Teller. Dann trug sie jeweils zwei zum Esstisch hinüber, zuerst für Paddy, dann für Frank und so weiter bis zu Meggie – für sich selbst zuletzt.

»Ooooch! Stew!«, sagte Stuart und zog ein Gesicht. »Warum heiße ich bloß nach so was – *Stew*-art!«

»Iss!«, befahl sein Vater grollend.

Die Teller waren groß, und Fee hatte sie buchstäblich mit

Essen vollgehäuft: gekochte Kartoffeln, Lamm-Stew und Bohnen, frisch aus dem Garten. Trotz der allgemeinen Seufzer und sonstigen Bekundungen von Überdruss aß jeder, Stu nicht ausgenommen, seinen Teller leer und putzte ihn dann mit einer Brotscheibe blank. Anschließend wurden weitere Schnitten verdrückt, diesmal dick mit Butter und Stachelbeermarmelade bestrichen.

Fee setzte sich, schlang ihr Essen in sich hinein, war bereits wieder auf den Füßen und eilte zu ihrem Arbeitstisch zurück, wo sie mit einer Kelle große Mengen Biskuit, mit viel Zucker und Marmelade angerichtet, in Suppenteller schöpfte. Darüber goss sie dampfend heiße Custard-Sauce. Und wieder trug sie, jeweils zwei Teller nehmend, alles zum Esstisch. Und nahm dann mit einem Seufzer Platz – diesmal konnte sie mit Muße essen.

»Oh!«, rief Meggie glücklich und ließ ihren Löffel in die Custard-Sauce klatschen. »Jam-Roly-Poly!«

»Na, Meggie-Mädchen, ist ja dein Geburtstag. Da hat Mum dir deinen Lieblingspudding gemacht«, sagte ihr Vater lächelnd.

Diesmal meckerte niemand. Was immer der Pudding enthalten mochte, er wurde mit Genuss verspeist: Für Süßes waren die Clearys allemal zu haben.

Trotz der Riesenmengen kalorienreicher Nahrung hatte keiner von ihnen überflüssiges Fett auf den Rippen. Was immer sie in sich hineinstopften, wurde praktisch im Handumdrehen in Energie umgesetzt, sei es beim Spiel, sei es bei der Arbeit.

Jetzt schenkte Fee aus ihrer Riesenkanne für jeden Tee ein. Man trank, man unterhielt sich, oder man las, eine Stunde lang oder auch länger. Paddy, den Kopf in einem Bibliotheksbuch, schmauchte seine Pfeife. Immer wieder musste Fee nachgießen. Auch Bob beschäftigte sich mit einem Buch aus der Bibliothek, während die jüngeren Kinder Pläne für den nächsten Tag schmiedeten. In die Schule mussten sie jetzt

nicht, denn die langen Sommerferien waren da, und die Jungen hatten allerlei Arbeiten im Haus und im Garten zugeteilt bekommen: Sie schienen recht begierig, diese in Angriff zu nehmen.

Überall, wo es draußen nötig war, sollte Bob den Anstrich erneuern. Für Jack und Hughie gab es gleich mehrere »Bereiche«: den Holzhaufen, die Außengebäude und die Melkerei. Für Stuart blieb der Gemüsegarten. Nun: samt und sonders Kinderspiel – jedenfalls im Vergleich zu den Schrecken der Schule.

Ab und zu hob Paddy die Nase aus seinem Buch und fügte der Liste einen weiteren Job hinzu. Fee schwieg, und Frank saß nur müde und schlaff da und trank eine Tasse Tee nach der anderen.

Schließlich winkte Fee Meggie herbei. Wie stets, bevor sie sie zusammen mit Stu und Hughie zu Bett brachte, band sie ihr das Haar mit Stoffetzen hoch. Jack und Bob entschuldigten sich und gingen nach draußen, um die Hunde zu füttern. Frank trug Meggies Puppe zum Arbeitstisch und machte sich daran, ihr wieder das Haar anzukleben.

Padraic klappte sein Buch zu und legte seine Pfeife in die große, schillernde Paua-Muschel, die ihm als Aschenbecher diente.

»Nun, Mutter, ich geh' jetzt zu Bett.«

»Gute Nacht, Paddy.«

Fee räumte das Geschirr vom Esstisch fort und holte dann von einem Haken an der Wand eine große galvanisierte Wanne herunter, die sie auf ihren Arbeitstisch stellte, ein Stück von der Stelle entfernt, wo Frank mit der Puppe beschäftigt war. Dann nahm sie den schweren, gusseisernen Kessel vom Herd, in dem sich heißes Wasser befand. Das goss sie in die Wanne. Aus einer alten Blechdose schüttete sie kaltes Wasser hinzu. Hinter einer Art Drahtgeflecht war Seife. Sie begann, das Geschirr abzuwaschen.

Frank arbeitete an der Puppe, ohne auch nur einmal den

Kopf zu heben. Aber als dann der Tellerstapel anwuchs, stand er wortlos auf, holte ein Geschirrtuch und begann abzutrocknen. Die behände Art, mit der er sich zwischen Arbeitstisch und Küchenanrichte hin- und herbewegte, zeugte von langer Vertrautheit. Es war ein heimliches, keineswegs ungefährliches Spiel, das er und seine Mutter spielten; denn die strengste Regel in Paddys Reich betraf die angemessene Verteilung der Pflichten. Hausarbeit war Frauensache, und damit hatte sich's. Kein männliches Mitglied der Familie durfte bei »weiblichen« Aufgaben auch nur helfen. Doch Abend für Abend tat Frank eben dies, wenn Paddy zu Bett gegangen war: Er half seiner Mutter, und sie ermunterte und ermutigte ihn dazu, indem sie mit dem Geschirrspülen wartete, bis sie beide den dumpfen Aufprall von Paddys Latschen auf den Fußboden gehört hatten. Noch nie war Paddy danach in die Küche zurückgekommen.

Fee blickte Frank liebevoll an. »Ich weiß nicht, was ich ohne dich tun würde, Frank. Dabei ist das gar nicht gut für dich. Du wirst morgen früh sehr müde sein.«

»Ist schon in Ordnung, Mum. So ein bisschen Geschirrabtrocknen bringt mich nicht um. Ist wenig genug, um dir das Leben etwas leichter zu machen.«

»Das gehört nun mal mit zu meiner Arbeit, Frank. Macht mir auch nichts weiter aus.«

»Ich wünschte nur, wir würden irgendwann mal reich werden, damit du ein Dienstmädchen haben könntest.«

»Das *ist* Wunschdenken!« Sie wischte ihre seifigen, roten Hände am Geschirrtuch ab und stemmte sie dann in die Hüften, seufzend. Aufmerksam betrachtete sie ihren Sohn, und in ihren Augen zeigten sich, undeutlich noch, Sorge und Unruhe: Sie spürte seine bittere Unzufriedenheit, die stärker und verzehrender zu sein schien als das übliche Aufbegehren eines Arbeiters gegen sein Los. »Frank, hab bloß keine großen Rosinen im Kopf. Denn das führt zu nichts Gutem. Wir gehören nun einmal zur arbeitenden Klasse. Und das bedeutet, dass

wir nicht reich werden und uns auch keine Dienstmädchen leisten können. Sei zufrieden mit dem, was du bist und was du hast. Wenn du so etwas sagst, dann beleidigst du Daddy, und das hat er nicht verdient. Das weißt du. Er trinkt nicht, er spielt nicht, und er arbeitet furchtbar hart für uns. Kein Penny, den er verdient, wandert in seine Tasche. Alles kommt uns zugute.«

Die muskulösen Schultern spannten sich ungeduldig, das dunkle Gesicht wirkte hart und grimmig. »Aber was ist denn so Schlechtes daran, wenn man sich vom Leben mehr wünscht als nur Plackerei? Und was ist so verkehrt, wenn ich meine, es wäre gut, wenn du ein Dienstmädchen hättest?«

»Es ist nicht richtig, weil es nicht sein kann! Du weißt, dass kein Geld da ist, um dich auf der Schule zu lassen, und wenn du nicht auf der Schule bleiben kannst, wie soll dann je mehr aus dir werden als ein Mann, der sich mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdienen muss? Dein Akzent, deine Kleidung und deine Hände beweisen, dass du dich durch körperliche Arbeit ernähren musst. Aber es ist ja keine Schande, Schwielen an den Händen zu haben. Genau wie Daddy sagt – wenn ein Mann schwielige Hände hat, weißt du, dass er ein ehrlicher Kerl ist.«

Frank zuckte die Schultern und schwieg. Das Geschirr wurde fortgeräumt. Fee holte ihren Nähkorb hervor und setzte sich auf Paddys Stuhl beim Feuer. Frank arbeitete an der Puppe weiter.

»Arme kleine Meggie!«, sagte er plötzlich.

»Warum?«

»Als diese kleinen Schlingel heute an ihrem Püppchen herumzertraten, stand sie weinend da, und – und ihre ganze Welt schien in Scherben zu liegen.« Er blickte auf die Puppe, deren Haar wieder an Ort und Stelle saß. »Agnes! Wo, um Himmels willen, hat sie solch einen Namen her?«

»Sie muss gehört haben, wie ich von Agnes Fortescue-Smythe sprach – nehme ich jedenfalls an.«

»Als ich ihr die Puppe zurückgab, sah sie ihr in den Kopf und starb fast vor Angst. Irgendwas an den Augen erschreckte sie, aber was, weiß ich auch nicht.«

»Meggie sieht immer Dinge, die es gar nicht gibt.«

»Es ist ein Jammer, dass nicht genug Geld da ist, um die Kleinen auf der Schule zu lassen. Sie sind so gescheit.«

»Oh, Frank! Wenn Wünsche Pferde wären, könnten Bettler vielleicht reiten«, sagte seine Mutter müde. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. Ihre Finger zitterten leicht. Sie stach die Stopfnadel tief in ein Knäuel grauer Wolle. »Ich kann nicht mehr. Ich bin zu müde, um noch richtig zu sehen.«

»Geh zu Bett, Mum. Ich werde die Lampen ausblasen.«

»Sobald ich das Feuer geschürt habe.«

»Das mach' ich schon.« Er stand auf und setzte die zierliche Puppe auf die Küchenanrichte hinter ein Kuchenblech – dieses gleichsam als Schutzschild benützend. Doch im Grunde war er nicht im mindesten darüber besorgt, dass sich die Jungen ein zweites Mal an Agnes vergreifen würden. Sie fürchteten seine Vergeltung mehr als eine Bestrafung durch ihren Vater. Irgendwie haftete ihm etwas Gewalttätiges an. War er mit seiner Mutter oder seiner Schwester zusammen, so merkte man nichts davon. Doch die Jungen hatten alle darunter zu leiden.

Fee beobachtete ihn, und das Herz tat ihr weh. Etwas Wildes und Verzweifertes sprach aus ihm, ein manchmal geradezu unbändiger Trotz. Wenn er und Paddy sich nur besser miteinander vertragen wollten. Aber sie waren kaum jemals derselben Meinung. Fortwährend stritten sie sich. Vielleicht zeigte Frank sich um sie, Fee, allzu besorgt. Vielleicht hatte er tatsächlich ein bisschen was von einem Muttersöhnchen an sich. Falls das zutraf, war es ihre Schuld. Immerhin bewies es, dass er ein gutes, liebevolles Herz besaß. Er wollte ihr das Leben nur ein wenig leichter machen. Und wieder sehnte sie den Tag herbei, an dem Meggie alt genug war, um ihr zu helfen: Dann brauchte er sich mit der Extraarbeit für seine Mutter nicht mehr so zu plagen.

Sie nahm eine kleine Lampe vom Tisch, stellte sie jedoch wieder zurück. Dann ging sie zu Frank, der jetzt vor dem Herd hockte und Brennholz ins Feuerloch nachschob. Auf seinen weißen Armen traten die Adern hervor, in die Haut seiner feingeformten Hände war der Arbeitsschmutz so tief eingegraben, dass er sie nie richtig sauber bekam.

Wie zaudernd streckte Fee ihre Hand aus, und ganz sacht strich sie Frank das glatte, schwarze Haar aus den Augen. Es war das Äußerste an zärtlicher Geste, wozu sie sich je bringen konnte.

»Gute Nacht, Frank, und danke schön.«

Als Fee lautlos durch die Tür zum vorderen Teil des Hauses trat, huschten und zuckten die Schatten vor ihr her.

Frank und Bob teilten sich das erste Schlafzimmer. Leise öffnete sie die Tür und hielt die Lampe in den Raum. Das Licht fiel über das Doppelbett in der Ecke. Bob lag auf dem Rücken, den Mund geöffnet, mit unruhig zitternden und zuckenden Gliedern. Sie trat zu ihm und drehte ihn auf die Seite, ehe er, in der Rückenlage, einem immer schlimmer werdenden Alptraum zum Opfer fallen konnte. Dann stand sie einen Augenblick und betrachtete ihn. Wie sehr er doch Paddy glich!

Im nächsten Zimmer lagen Jack und Hughie: fast schon ineinanderverschlungen. Furchtbare Lausejungs. Heckten dauernd etwas aus, waren aber nicht böseartig. Vergeblich versuchte Fee, die beiden jetzt voneinander zu lösen und das Bettzeug wieder in Ordnung zu bringen. Die Rotschöpfe mit den krausen Locken ließen sich einfach nicht voneinander trennen. Mit einem leisen Seufzer gab Fee den Versuch auf. Wie brachten es die beiden nur fertig, sich trotzdem im Schlaf zu erholen? Es schien ihnen sogar ausgezeichnet zu bekommen.

Das Zimmer, in dem Meggie und Stuart schliefen, hätte sie sich heller und fröhlicher gewünscht, waren diese beiden

da doch die Kleinsten, die Nestlinge sozusagen. Doch der Raum mit den braunen Wänden, an denen kein einziges Bild hing, und dem braunen Linoleum auf dem Fußboden wirkte eher trist und trüb und unterschied sich in dieser Hinsicht in nichts von den anderen Schlafzimmern.

Stuart schien gleichsam umgestülpt. Dort, wo sein Kopf hätte sein sollen, fand sich ein Stück Nachthemd, das sich über sein Hinterteil spannte. Fee tastete nach dem Kopf, der dicht bei den Knien lag. Wieder einmal wunderte sie sich, dass der Junge unter der Bettdecke nicht erstickte. Mit den Fingerkuppen strich sie über das Laken und erstarrte für einen Augenblick. Wieder nass! Nun, das würde bis morgen früh warten müssen, und dann war mit Sicherheit auch das Kissen nass. Das ging immer so bei ihm: Er drehte sich mit dem Kopf zum Fußende und nässte dann zum zweiten Mal ein. Nun, ein Bettnässer unter fünf Jungen, das ging noch.

Meggie lag zu einem kleinen Bündel zusammengerollt, Daumen im Mund, Kopf wie umkränzt von lauter mit Stoffstreifen umwickelten Locken. Das einzige Mädchen. Fee betrachtete sie nur mit einem flüchtigen Blick, bevor sie hinausging. An Meggie war nichts Geheimnisvolles. Sie war ein Mädchen, und Fee wusste, welches Los sie erwartete. Das löste bei ihr weder Neid noch Mitleid aus.

Die Jungen hingegen waren etwas ganz anderes. Sie waren Wunder: männliche Wesen, die wie durch geheimnisvolle Alchimie aus ihrem, Fionas, weiblichen Körper gekommen waren. Es fiel gewiss nicht leicht, im Haus ohne Hilfe auskommen zu müssen, andererseits war es jedoch die Sache wert. Unter den Männern seines Standes genoss Paddy, seiner Söhne wegen, besonderes Ansehen. Ein Mann, der Söhne gezeugt hatte, war auf jeden Fall ein richtiger Mann.

Sie betrat das Schlafzimmer, in dem sie und Paddy schliefen. Leise zog sie die Tür hinter sich zu, stellte die Lampe auf eine Kommode. Mit flinken Fingern öffnete sie die fast zahllosen winzigen Knöpfe ihres Kleides, die vom hohen Kragen

bis zum Mittelteil reichten. Sodann zog sie die Arme heraus. Auch aus dem Kamisol befreite sie sich, hielt es jedoch sofort vor ihre Brust. Jetzt schlüpfte sie, ohne das Kamisol loszulassen, mit einiger Mühe in ein langes Nachthemd. Und erst nachdem sie züchtig bedeckt war, legte sie die übrigen Kleidungsstücke ab, Kamisol und Unterhosen und locker geschnürtes Korsett.

Nun zog sie die Nadeln aus dem sorgfältig hochgesteckten Haar. In goldener Flut fiel es herab. Wunderschönes Haar war es, kräftig und voll Glanz und sehr glatt. Doch so aufgelöst, so buchstäblich ungebunden und frei blieb es nur wenige Sekunden. Schon hob Fee die Ellbogen über den Kopf und die Hände in den Nacken. Rasch und geschickt begann sie, das Haar zu flechten.

Dann wandte sie sich zum Bett herum und hielt unbewusst für den Bruchteil einer Sekunde den Atem an. Doch Paddy schlief, und sie seufzte erleichtert auf. Nicht, dass es nicht nett gewesen wäre, wenn Paddy dafür in Stimmung war, denn er war ein scheuer, zärtlicher, rücksichtsvoller Liebhaber.

Doch ... nun, es war ratsam, mit dem nächsten Kind zu warten, bis Meggie zwei oder drei Jahre älter war.

## 2

Wenn die Clearys sonntags zur Kirche fahren, musste Meggie mit einem der älteren Jungen zu Hause bleiben, und sie sehnte den Tag herbei, an dem auch sie würde mitfahren dürfen. Padraic Cleary war der Meinung, dass kleine Kinder außer im eigenen Haus in keinem Haus sonst etwas zu suchen hatten, und das schloss Gotteshäuser mit ein. Ging Meggie erst einmal zur Schule und konnte man darauf vertrauen, dass sie still saß, so durfte sie auch zur Kirche mit. Vorher nicht. Und so stand sie jeden Sonntagmorgen beim Ginsterbusch

am Vordertor, traurig, tief bedrückt, während die Familie in den alten Klapperkasten stieg und der als Meggies Hüter abbeordnete ältere Bruder ganz so tat, als wäre er heilfroh, auf diese Weise dem Gottesdienst zu entkommen. Dabei klebten alle Clearys gleichsam mit Elementarkraft aneinander. Der Einzige, der da eine Ausnahme machte, war Frank. Er genoss es durchaus, von den anderen getrennt zu sein.

Religion war für Paddy ein unerschütterlich fester Bestandteil seines Lebens. Als er Fee geheiratet hatte, wurde das von katholischer Seite recht unwillig akzeptiert, denn Fee war ein Mitglied der Kirche von England – war es zumindest bis dahin gewesen. Paddy zuliebe gab sie ihren Glauben auf, weigerte sich jedoch, stattdessen seinen anzunehmen. Deshalb, ließ sich schwer sagen. Allerdings gehörten die Armstrongs zu den alten Pioniergeschlechtern mit dem sozusagen makellosen Wappen des anglikanischen Glaubens, während Paddy ein armer Einwanderer war, dazu noch einer außerhalb des Schoßes *ihrer* Kirche. Lange bevor dort die ersten »offiziellen« Siedler eintrafen, hatte es in Neuseeland bereits Armstrongs gegeben, und das war so etwas wie ein kolonialer Adelsbrief. Aus der Armstrong-Perspektive ließ sich nur feststellen, dass Fee eine schockierende Mesalliance eingegangen war.

Roderick Armstrong hatte den Neuseeland-Clan auf höchst sonderbare Weise begründet.

Das Ganze begann mit einem Ereignis, das auf das England des 18. Jahrhunderts viele unvorhergesehene Auswirkungen haben sollte: mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Bis 1776 waren alljährlich über eintausend verurteilte Verbrecher von England nach Virginia sowie Nord- und Süd-Carolina deportiert worden. Dort hatten sie Zwangsarbeit zu leisten unter Bedingungen, die nicht besser waren als jene für Sklaven. Die britische Rechtsprechung zu dieser Zeit konnte nicht anders als grausam und gnadenlos genannt werden. Auf Mord, Brandstiftung, das geheimnisvolle Verbrechen

der »Verkörperung von Ägyptern« und Diebstahl (sofern das Gestohlene einen Wert von mehr als einem Shilling hatte) stand der Tod am Galgen. Bei minderen Delikten musste der Täter mit Deportation nach Amerika rechnen, und zwar auf Lebenszeit.

Als dann 1776 die Amerikaner sozusagen die Tore dichtmachten, wusste England bald nicht mehr, wohin mit seinen Verurteilten. Die Gefängnisse waren zum Bersten gefüllt. Was sich dort nicht mehr unterbringen ließ, stopfte man in die Rümpfe abgetakelter Schiffe, die in den Flussmündungen festgemacht lagen. Irgendetwas musste geschehen, und es geschah auch etwas.

Mit großem Widerstreben – weil die Kosten für das Unternehmen mehrere tausend Pfund betragen – gab man Captain Arthur Philip den Befehl, nach dem Great South Land, dem Großen Südland, in See zu stechen. Das war im Jahr 1787. Seine Flotte von elf Schiffen hatte über eintausend Verurteilte an Bord, außerdem Matrosen, Seeoffiziere und ein Kontingent Marinesoldaten. Eine ruhmreiche Odyssee auf der Suche nach Freiheit war dies wirklich nicht. Ende Januar 1788, acht Monate nach dem Aufbruch von England, erreichte die Flotte die Botany Bay. Seine Verrücktheit George III. hatte für seine Sträflinge einen neuen Abladeplatz gefunden: die Kolonie Neusüdwales.

1801 wurde Roderick Armstrong im Alter von zwanzig Jahren zur Deportation auf Lebenszeit verurteilt. Spätere Armstrong-Generationen behaupteten, er sei vornehmer Abstammung gewesen. Seine Familie, in Somerset ansässig, habe nach der Amerikanischen Revolution ihr Vermögen verloren. Und von einem Verbrechen könne bei ihm überhaupt nicht die Rede sein. Allerdings hatte kein Armstrong je ernsthafte Anstrengungen unternommen, die Vergangenheit des berühmten Vorfahren zu erforschen. Man sonnte sich im Abglanz seiner angeblichen Gloriole und improvisierte im Übrigen ein wenig.

Wie es um seine Herkunft auch bestellt sein mochte, der junge Roderick Armstrong war jedenfalls ein Heißsporn. Während der unglaublich harten achtmonatigen Überfahrt nach Neusüdwales erwies er sich als ganz besonders schwieriger Fall, aber er starb nicht – verweigerte sozusagen auch hierin den Gehorsam. Als er 1803 in Sydney eintraf, wurde es mit ihm noch schlimmer, und so wurde er zur Norfolkinsel gebracht und in das Gefängnis für Widerspenstige gesteckt. Doch nichts konnte ihn gefügig machen. Man ließ ihn hungern. Man pferchte ihn in eine Zelle, die so klein war, dass er dort nicht sitzen, nicht liegen, ja nicht einmal richtig stehen konnte. Man prügelte ihn, bis er einer einzigen blutigen Masse glich. Man kettete ihn an einen Felsen im Meer und ließ ihn halb ertrinken. Und er lachte seinen Peinigern ins Gesicht: ein Haufen Knochen in dreckigen Lumpen, mit Narben am ganzen Körper und ohne einen Zahn im Mund. Doch in ihm brannte eine Flamme aus Erbitterung und Trotz, die unverlöschbar zu sein schien. Am Anfang eines jeden Tages schwor er sich, nicht zu sterben, und am Ende eines jeden Tages lachte er triumphierend, weil er noch am Leben war.

1810 schaffte man ihn nach Van-Diemens-Land und steckte ihn in einen Trupp von Kettensträflingen, der durch das eisenharte Sandsteingelände hinter Hobart mit Pickhacken eine Straße zu bahnen hatte. Roderick benutzte bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit seine Picke, um damit dem Oberaufseher ein Loch in den Brustkorb zu hacken. Sodann massakrierten er und zehn weitere Sträflinge weitere fünf Aufseher, indem sie ihnen Zentimeter für Zentimeter das Fleisch von den Knochen schabten, bis die Männer unter gelendem Geschrei verendeten. Denn Sträflinge wie Aufseher waren Bestien – Urwesen gleichsam, die keine menschlichen Gefühle mehr kannten.

Mit dem Schnaps und dem Proviant ihrer Opfer kämpften sich die elf Männer voran durch endlose, kalte Regenwälder. In der Walfangstation Hobart stahlen sie ein Langboot

und machten sich auf über die Tasman-See. Proviant hatten sie nicht mehr, und sie hatten auch kein Trinkwasser und keine Segel. Als das Langboot an die wilde Westküste von Neuseelands Südinsel gespült wurde, waren nur noch Roderick Armstrong und zwei andere Männer am Leben. Nie ließ er über diese unglaubliche Fahrt ein Wort fallen, aber man flüsterte sich zu, die drei hätten nur überlebt, indem sie ihre schwächeren Gefährten töteten und aßen.

Neun Jahre waren seit seiner Deportation aus England vergangen. Noch immer war er ein junger Mann, doch er sah aus wie sechzig. Als 1840 die ersten »amtlich genehmigten« Siedler eintrafen, hatte er im reichen Canterbury-Distrikt der Südinsel für sich längst Land gerodet und außerdem eine Maori-Frau geheiratet – ohne irgendeine Trauungsurkunde allerdings – und mit ihr dreizehn hübsche halbpolynesische Kinder gezeugt. Gegen 1860 waren die Armstrongs Kolonial-Aristokraten. Ihre männlichen Sprösslinge schickten sie nach England auf exklusive Schulen, und ihre Abstammung von einem wahrhaft bemerkenswerten Mann bewiesen sie durch ein wahrhaft bemerkenswertes Besitzstreben, das sich mit einem erstaunlichen Quantum List und Verschlagenheit paarte. Rodericks Enkelsohn James hatte Fiona gezeugt, die 1880 zur Welt gekommen war: das einzige Mädchen unter insgesamt fünfzehn Kindern.

Vielleicht entbehrte Fee die protestantischen Rituale ihrer Jugend, die einfacher und nüchterner gewesen waren. Anmerken ließ sie sich davon jedoch nichts. Sie respektierte Paddys religiöse Überzeugungen und besuchte mit ihm die Messe. Auch sorgte sie dafür, dass ihre Kinder ausschließlich an einen katholischen Gott glaubten. Aber da sie nie konvertiert war, fehlte es denn doch an gewissen Dingen, zum Beispiel an den Tisch- oder den Gute-Nacht-Gebeten – eben an ausgeübter Alltagsfrömmigkeit.

Außer der einen Fahrt vor nunmehr anderthalb Jahren hatte Meggie noch keine weitere gemacht. Damals war es nach Wahine gegangen, wo sie im General Store dann Agnes gesehen hatte. Aber das war auch alles gewesen. Sonst war sie noch nie von zu Hause fortgekommen.

Am Morgen ihres ersten Schultages war sie so aufgeregt, dass sie ihr Frühstück erbrach. Also musste sie gesäubert werden. Also blieb gar nichts anderes übrig, als ihr das schöne neue marineblaue Kleid mit dem großen weißen Matrosenkragen auszuziehen und sie wieder in diesen scheußlichen braunen wollenen Fetzen zu stecken, der sie am Hals immer zu würgen schien, weil er zu eng schloss.

»Und, Herrgott noch mal, Meggie, wenn dir das nächste Mal übel wird, dann *sag* mir das! Sitz nicht einfach da, bis es zu spät ist! Und jetzt musst du dich beeilen, denn wenn du zu spät kommst, gibt Schwester Agatha dir bestimmt was mit dem Stock. Benimm dich und halte dich an deine Brüder.«

Als Fee Meggie schließlich zur Tür hinausschob, hüpfen Bob, Jack, Hughie und Stu am Vordertor bereits ungeduldig von einem Fuß auf den anderen.

»Los, Meggie, sonst kommen wir zu spät!«, rief Bob und setzte sich in Bewegung.

Seine Brüder folgten ihm, und Meggie ihrerseits folgte den Jungen. Um einigermaßen mitzuhaltten, musste sie in eine Art Laufschrift fallen.

Es war kurz nach sieben. Die sanfte Sonne schien schon seit mehreren Stunden, und nur an schattigen Stellen fand sich auf dem Gras noch Tau. Die Straße nach Wahine war eigentlich nur ein Feldweg mit zwei tiefen Furchen, den Spuren rollender Wagenräder. Im hohen Gras zu beiden Seiten blühten mit üppiger Pracht rötliche Kapuzinerkresse und weiße Calla. Dahinter befanden sich Holzzäune, die fremden Besitz begrenzten oder, präziser: vor dem Eindringen Unbefugter schützten oder doch schützen sollten.

Auf dem Weg zur Schule marschierte Bob immer oben auf

den Zäunen zur rechten Hand entlang, wobei er seine Schultasche gern auf dem Kopf balancierte. Die Zäune zur linken Hand waren gleichsam Jacks Revier, sodass für die drei jüngeren Clearys die »Straße« blieb. Es ging einen ziemlich steilen Anstieg hinauf, und oben, wo die Robertson-Straße in die Wahine-Straße mündete, blieben sie einen Augenblick keuchend stehen, fünf leuchtend rote Schöpfe vor dem weiß-blauen Himmel. Jetzt ging es hügelabwärts, und das ließ man sich schon eher gefallen: Die Kinder fassten sich bei den Händen und liefen den grasbewachsenen Wegrand hinab, bis er unter einem wahren Blumengewirr gleichsam verschwand. Hätten sie nur Zeit dafür gehabt, so wären sie unter Mr. Chapmans Zaun hindurchgekrochen, um wie Steinbrocken den Hang hinunterzukugeln.

Vom Cleary-Haus bis Wahine waren es etwa acht Kilometer, und als Meggie in der Ferne endlich die Telegrafensäulen sah, zitterten ihr die Beine. Bob warf ihr ungeduldige Blicke zu. Seine Ohren waren gleichsam schon für das Läuten der Schulglocke gespitzt. Das Gesicht seiner kleinen Schwester war ziemlich rot und wirkte dennoch irgendwie blass. Seufzend gab Bob seine Schultasche Jack.

»Komm, Meggie«, sagte er brummig. »Das letzte Ende trage ich dich huckepack.« Scharf musterte er seine Brüder: Dass die ja nicht glaubten, er sei im Gemüt jetzt plötzlich pflaumenweich!

Meggie kletterte auf seinen Rücken und machte sich's dort bequem. Jetzt konnte sie sich in aller Behaglichkeit Wahine ansehen.

Viel zu sehen gab es da allerdings nicht. Wahine war kaum mehr als ein großes Dorf, zu beiden Seiten einer in der Mitte geteerten Straße gelegen. Das größte Gebäude war das zweistöckige Hotel. Dort überspannte ein von Pfeilern gestützter Baldachin den Gehsteig, hauptsächlich zum Schutz gegen die Sonne. Das zweitgrößte Gebäude war der General Store, der sich gleichfalls einer solchen schützenden Plane rühmen

durfte. Außerdem standen vor seinen vollgepfropften Fenstern Sitzbänke, auf denen sich Passanten ausruhen konnten. Vor der Freimaurerhalle stand ein Fahnenmast, an dem in der steifen Brise ein ziemlich zerlappter Union Jack flatterte. So etwas wie eine Automobilwerkstatt gab es in der Stadt noch nicht, denn der Besitz von »pferdelosen Kutschen« war auf einige wenige beschränkt. Doch nicht weit von der Freimaurerhalle stand eine Schmiede mit einem Stall dahinter, und fast unmittelbar neben dem Pferdetrog sah man die Benzinpumpe. Das einzige Gebäude in der gesamten Siedlung, das wirklich den Blick auf sich zog, war ein sonderbar hellblauer Laden – sehr unbritisch: Alle anderen Gebäude trugen einen Anstrich von nüchternem Braun. Die öffentliche Schule und die anglikanische Kirche standen Seite an Seite, direkt gegenüber der Heiligen-Herz-Kirche und der katholischen Schule.

Während die Cleary-Kinder am General Store vorübereilten, erklang die Glocke der katholischen Schule, fast unmittelbar gefolgt vom lauterem Schall der größeren Glocke vor der öffentlichen Schule. Bob fiel in eine Art Trab, und sie liefen auf einen kiesbestreuten Hof, wo sich gerade rund fünfzig Kinder vor einer kleinen Nonne formierten, die einen biegsamen Stock schwang, der länger zu sein schien als sie. Ohne dass es ihm gesagt werden musste, stellte Bob sich mit seinem Trupp abseits der anderen Kinder auf, den Blick auf den Stock der Nonne gerichtet.

Das Herz-Jesu-Kloster hatte zwei Stockwerke, was man jedoch nicht sofort bemerkte, da es hinter einer Umfriedung ein Stück von der Straße entfernt stand. Im oberen Stockwerk wohnten die drei Barmherzigen Schwestern mit einer vierten Nonne, die als Haushälterin fungierte und die man nie zu Gesicht bekam. Im Erdgeschoss gab es drei große Räume, wo unterrichtet wurde. Rings um das rechteckige Gebäude lief eine breite, schattige Veranda. Dort durften sich die Kinder, hauptsächlich während der Pausen, an Regentagen aufhalten. An Sonnentagen war das verboten. Es gab mehre-

re große Feigenbäume auf dem Grundstück, und hinter der Schule fiel das Gelände ab und bildete unten eine kreisförmige Grasfläche, die man euphemistisch »Kriкетplatz« getauft hatte. Tatsächlich wurde dort am häufigsten Kriкет gespielt.

Bob und seine Brüder standen stocksteif und ignorierten die spöttischen und verstohlenen Laute aus der Gruppe der Kinder. Jetzt marschierten die angetretenen Schüler in das Gebäude, und zwar zu den Klängen des geistlichen Liedes, das Schwester Catherine drinnen auf dem klirrenden Schulklavier spielte.

Erst als das letzte Kind verschwunden war, löste Schwester Agatha sich aus ihrer steifen Haltung. Sie schwang herum und kam auf die Clearys zu.

Meggie starrte die Nonne an. Sie hatte noch nie eine gesehen, und der Anblick schien in der Tat außergewöhnlich. Von Schwester Agatha selbst waren nur ein Stück Gesicht und die beiden Hände zu sehen. Bei der Nonnentracht herrschte, wenn man von dem weißen gestärkten Brustkragen einmal absah, fast ausschließlich das schwärzeste Schwarz vor. Um Schwester Agathas stattliche Leibesmitte schlang sich ein breiter Ledergürtel, dessen Enden durch einen Metallring miteinander verbunden waren. Von diesem Ring baumelte ein Rosenkranz herab. Die Haut der Nonne wirkte ewig gerötet, teilweise eine Folge übermäßiger Reinlichkeit, teilweise bedingt durch den permanenten Druck, den die Haube – der sogenannte Schleier – auf ihr Gesicht ausübte, auf ein gleichsam entkörperlichtes Gesicht. Überall auf ihrem Kinn sprossen winzige Haarbüschel, und Lippen schien sie nicht zu besitzen. Ihr Mund war zu einem schmalen Strich zusammengespresst, ganz als müsse sie sich unentwegt auf die schwere Aufgabe konzentrieren, hier in dieser hinterwäldlerischen Einöde eine Braut des Himmels zu sein – nachdem sie fünfzig Jahre zuvor in einem so sanft und traut wirkenden Kloster in Killarney den Schleier genommen hatte. Oben an ihrer Nase sah man zwei rötliche Flecken, Spuren des stäh-

lernen Brillengestells. Die fahlblauen Augen hinter den Gläsern blickten misstrauisch und erbittert.

»Nun, Robert Cleary, warum kommst du zu spät?«, fauchte Schwester Agatha.

»Es tut mir leid, Schwester«, sagte Bob, den Blick nach wie vor auf ihrem jetzt hin und her schwingenden Stock.

»Warum kommst du zu spät?«, wiederholte sie.

»Es tut mir leid, Schwester.«

»Dies ist der erste Morgen des neuen Schuljahrs, Robert Cleary, und ich hätte eigentlich gedacht, dass du wenigstens an diesem Tag versuchen würdest, pünktlich zu sein.«

Meggie zitterte, nahm jedoch ihren ganzen Mut zusammen. »Oh, bitte, Schwester, es war meine Schuld!«, piepste sie.

Die fahlblauen Augen schwenkten von Bob zu Meggie und schienen in sie einzudringen: buchstäblich in ihre Seele. Unschuldig und arglos stand sie da und wusste nicht, dass sie gegen das oberste Gebot verstieß im ewigwährenden, tödlichen Kampf zwischen Lehrern und Schülern: Nie freiwillig über etwas Auskunft geben. Rasch gab Bob ihr einen Tritt gegen das Bein, und sie musterte ihn verwirrt von der Seite.

»Warum war es deine Schuld?«, fragte die Nonne in einem so kalten Ton, wie Meggie ihn noch nie gehört hatte.

»Ich musste brechen, und das ging auf den Tisch und auf mein Kleid, bis durch auf die Unterhose, und Mum musste mich waschen und mir etwas anderes zum Anziehen geben, und darum sind wir alle zu spät gekommen«, erklärte Meggie.

Das Gesicht der Nonne blieb ausdruckslos. Nur ihr Mund schien plötzlich einer zum Zerspringen gespannten Stahlfeder zu gleichen. Die Spitze ihres Stocks senkte sich um zwei oder drei Zentimeter. »Wer ist *dies*?«, fauchte sie Bob an, und ihre Frage schien sich auf ein neues und ganz besonders widerliches Insekt zu beziehen.

»Bitte, Schwester, sie ist meine Schwester Meghann.«

»Dann wirst du ihr in Zukunft klarmachen, Robert, dass es gewisse Dinge gibt, die wir niemals erwähnen, wenn wir wirkliche Ladys und Gentlemen sind. Unter gar keinen Umständen gebrauchen wir je den Namen irgendeines Teils unserer Unterbekleidung, wie Kinder aus einem anständigen Elternhaus automatisch wissen würden. Streckt eure Hände vor, ihr alle.«

»Aber, Schwester, es war *meine* Schuld!«, rief Meggie, während sie ihre Hände vorstreckte, die Innenflächen nach oben gekehrt. Sie kannte das Ritual. Tausendmal und mehr hatten ihre Brüder es zu Hause als Pantomime vorgeführt.

»Still!«, zischte Schwester Agatha sie an. »Es ist mir völlig gleichgültig, wer von euch die Schuld hat. Ihr seid alle zu spät gekommen, also müsst ihr auch alle bestraft werden. Sechs Hiebe!« Sie sprach das Urteil mit monotoner Stimme.

Voll Schrecken beobachtete Meggie, wie der lange Stock blitzschnell auf Bobs Handfläche herabsauste, und zwar genau in die Mitte. Sofort erschien eine rote Strieme. Der nächste Schlag saß präzise an der untersten Furche der Finger und der dritte auf den Fingerkuppen, einem besonders schmerzempfindlichen Teil. Schwester Agatha war eine zielsichere Expertin. Drei Schläge trafen Bobs andere Hand. Dann wandte die Nonne ihre Aufmerksamkeit Jack zu. Bobs Gesicht war blutleer, aber er hatte nicht gezuckt und auch keinen Laut von sich gegeben. Genauso verhielten sich jetzt seine Brüder, selbst der zarte Stu.

Als die Reihe an Meggie war, schloss sie unwillkürlich die Augen, und so sah sie nicht, wie der Stock auf ihre Hand herabsauste. Doch plötzlich gab es eine ungeheure Explosion von Schmerz. Siedeglut schien sich durch das Fleisch hindurch zum Knochen zu fressen, und während sie weiter vorrang, die Unterarme herauf, peitschte der nächste Hieb auf die Handfläche, und als sie die Schultern erreichte, landete auf den Fingerkuppen der dritte Schlag. Mit der Schärfe einer Klinge schien der Schmerz jetzt mitten durch Meggie hindurchzugehen. Tief gruben sich ihre Zähne in die Unterlippe.

Sie schrie nicht. Genau wie ihre Brüder blieb sie stumm. Sie hätte sich geschämt, es ihnen nicht nachzutun. Auch sie hatte ihren Stolz. Was sie empfand, waren Zorn und Empörung über die Ungerechtigkeit. Noch immer hielt sie die Augen geschlossen. Sie zog es vor, Schwester Agatha jetzt nicht anzusehen. Die Lektion, welche die Nonne ihr erteilte, haften fest – allerdings kaum in dem von Schwester Agatha beabsichtigten Sinn.

Erst in der Mittagspause spürte Meggie in den Händen keine Schmerzen mehr. Den Vormittag hatte sie in einem Zustand von Furcht und Verwirrung hinter sich gebracht. Im Klassenraum für die Jüngsten musste sie sich mit einem anderen Kind Pult und Bank teilen, doch wer da neben ihr saß, nahm sie überhaupt nicht wahr. Und von dem, was gesagt und getan wurde, begriff sie nichts. Die Pause verbrachte sie dann mit Bob und Jack an einer abseitsgelegenen Stelle des Spielplatzes. Sie glich einem Häufchen Elend. Erst auf Bobs strengen Befehl aß sie die Brote mit der Stachelbeermarmelade, die Fee ihr mitgegeben hatte.

Während des Nachmittagsunterrichts ging es dann besser. Meggie begann wahrzunehmen, was um sie herum geschah. Noch immer brannten die Hiebe tief, wenn auch nicht körperlich. Meggie ignorierte das Getuschel der Mädchen in ihrer Nähe und saß sehr straff, mit hochehobenem Kopf.

Vorne stand Schwester Agatha mit ihrem Stock; Schwester Declan patrouillierte sozusagen hinter den Linien auf und ab; Schwester Catherine setzte sich an das Klavier unmittelbar beim Eingang des Klassenraums für die Jüngsten und begann, »Vorwärts, christliche Soldaten« zu spielen. Eigentlich handelte es sich hierbei um ein protestantisches Lied, doch durch den Krieg war es gleichsam interkonfessionell geworden. Wie kleine Soldaten, befand Schwester Catherine voll Stolz, marschierten die lieben Kinder nach dieser Weise.

Schwester Declan war eine recht getreue Kopie von Schwester Agatha, in einer um fünfzehn Jahre jüngeren Aus-

gabe. Schwester Catherine dagegen hatte noch etwas entfernt Menschliches an sich. Sie war erst in den Dreißigern, irischer Herkunft natürlich, und das Feuer ihrer inbrünstigen Hingabe war noch nicht völlig erloschen. Es machte ihr Freude, die Kinder zu unterrichten, in deren kleinen, ihr bewundernd zugewandten Gesichtern sie noch immer Ebenbilder des Herrn Jesu Christi zu sehen vermochte. Doch sie unterrichtete nur die älteren Schüler, bei denen Schwester Agatha annahm, sie seien genügend gedrillt, um auch bei einer jungen und nachgiebigen Lehrerin nicht zu mucksen. Was Schwester Agatha betraf, so nahm sie sich der Jüngsten an, um die noch gestaltlose Tonmasse kindlicher Hirne und Herzen nach ihrer Fassung zu formen. Die mittleren Gruppen überließ sie Schwester Declan.

In der hintersten Reihe sitzend – und somit vor gewissen Argusaugen leidlich sicher –, wagte Meggie jetzt einen Blick auf ihre Nachbarin. Ein breites Lächeln war die Antwort, Zahnlücken wurden sichtbar, und aus einem dunklen, leicht glänzenden Gesicht musterten Meggie dunkle, überaus große Augen.

Für Meggie hatte dieses Wesen an ihrer Seite etwas Faszinierendes. Blonde oder rötliche Haare und Sommersprossen waren für sie alltäglich, und selbst Frank mit seinen dunklen Augen und seinem dunklen Haar hatte eine vergleichsweise helle Haut. Kein Wunder also, dass Meggie in ihrer Nachbarin das schönste Geschöpf sah, das ihr je zu Augen gekommen war.

»Wie heißt du?«, fragte die dunkle Schönheit leise aus dem Mundwinkel. Am Ende ihres Bleistifts kauend, spuckte sie die abgebissenen winzigen Stückchen in die Vertiefung für das Tintenfass.

»Meggie Cleary«, flüsterte Meggie zurück.

»Ihr dort!«, klang eine trocken raspelnde Stimme von vorn. »Ja, *du!*!«

Meggie fuhr zusammen und blickte sich verstört um. Ein

eigentümlich hohl klingendes Klappern ertönte: Zwanzig Kinder legten fast genau gleichzeitig ihre Bleistifte auf ihre Pulte. Voll Entsetzen sah Meggie, dass alle sie anstarrten. Und ihr Schrecken wuchs noch, als jetzt Schwester Agatha den Gang entlang auf sie zukam. Am liebsten wäre sie geflüchtet, hätte sie nur gewusst, wohin. Doch hinter ihr versperrte die Trennwand zum Klassenraum für die mittleren Jahrgänge den Fluchtweg, zu beiden Seiten befanden sich Pulte, und vor ihr war Schwester Agatha. In ihrem verängstigten kleinen Gesicht schien es, als sie jetzt zur Nonne emporstarrte, nichts zu geben als ein riesiges Augenpaar.

»Du hast geredet, Meghann Cleary?«

»Ja, Schwester.«

»Und was hast du gesagt?«

»Meinen Namen, Schwester.«

»Deinen *Namen!*« Höhnisch blickte Schwester Agatha sich zu den anderen Kindern um: Hier, so sagte ihr Blick, war von allen wohl einzig Verachtung am Platz. »Nun, Kinder, fühlen wir uns nicht geehrt? Noch jemand von den Clearys in unserer Schule, und sie kann nicht damit warten, ihren Namen hinauszuposaunen!« Sie wandte sich wieder Meggie zu. »*Steh auf, wenn ich mit dir rede*, du unwissende kleine Wilde! Und strecke bitte deine Hand vor.«

Meggie raffte sich hoch. Unsicher stand sie, und die langen Locken schienen ihr Gesicht zu umtanzen. Sie verschränkte die Hände ineinander, in verzweifelter, wie flehender Geste, doch Schwester Agatha rührte sich nicht um den Bruchteil eines Zentimeters, sie wartete nur, wartete, wartete ... Irgendwie brachte Meggie die Kraft auf, die Hände vorzustrecken; doch als der Stock herabsauste, zuckte sie entsetzt zurück. Schwester Agatha krallte die Finger ihrer freien Hand in Meggies oben gebauschtes Haar. Sie zog den Kopf des Mädchens so dicht zu sich heran, dass das kleine Gesicht nur noch wenige Zentimeter von jenen furchtbaren Brillengläsern entfernt war.

»Strecke deine Hände vor, Meghann Cleary.« Die Stimme klang keineswegs zornig, sie klang fast höflich, doch kalt und unversöhnlich.

Meggie öffnete den Mund und erbrach sich: Sie erbrach sich auf Schwester Agathas makelloses Habit. Voll Entsetzen hielten alle Kinder für Sekundenbruchteile die Luft an, während das Erbrochene vom Stoff auf den Fußboden tropfte. Schwester Agatha stand starr, das Gesicht dunkelrot vor Verblüffung und Wut. Und dann sauste der Stock, sauste und sauste, wohin immer er gerade traf, während Meggie, um ihr Gesicht zu schützen, die Arme über den Kopf hob und, sich zusammenkrümmend, in die Ecke zurückwich. Noch immer erbrach sie sich.

Als der Arm von Schwester Agatha so müde war, dass er den Stock nicht mehr hochheben wollte, deutete sie zur Tür. »Geh nach Hause, du widerliche kleine Philisterin«, sagte sie und machte auf dem Hacken kehrt und ging in Schwester Declans Klassenraum.

Meggies hin und her zuckender Blick suchte und fand Stu. Er nickte. Ja, sollte das offenbar heißen, du musst tun, was sie dir befohlen hat. Seine sanften grünblauen Augen waren voll Mitleid und Verständnis. Sie wischte sich den Mund mit dem Taschentuch und stolperte dann durch die Tür und hinaus aus dem Gebäude. Bis zum Unterrichtsschluss waren es noch zwei Stunden: viel zu lange, um irgendwo auf ihre Brüder zu warten – dafür war sie einfach zu verängstigt. Und so blieb ihr nichts anderes übrig, als allein nach Hause zu gehen und allein Mum zu beichten, was geschehen war.

Als Fee mit einem Korb voll nasser Wäsche rückwärts aus der Hintertür kam, stolperte sie ums Haar über Meggie, die auf der obersten Stufe der hinteren Veranda saß, den Kopf tief gebeugt, den Vorderteil ihres Kleides über und über befleckt. Fee setzte den schweren Korb ab und strich sich seufzend eine Strähne aus der Stirn.

»Was ist passiert?«, fragte sie müde.

»Ich habe gebrochen – auf Schwester Agatha drauf.«

»Herr im Himmel!«, sagte Fee, die Hände auf den Hüften.

»Und mit dem Stock hab' ich's gekriegt«, erklärte Meggie kaum hörbar. In ihren Augen quollen Tränen.

»Eine schöne Bescherung, muss ich sagen.« Fee hob wieder ihren Korb hoch, und einen Augenblick stand sie schwan-kend. »Nun, Meggie, ich weiß nicht, was ich mit dir tun soll. Wir müssen abwarten, was Daddy dazu sagt.« Über den Hinterhof ging sie zur aufgespannten Wäscheleine, wo bereits viele Stücke zum Trocknen hingen.

Erschöpft fuhr sich Meggie mit den Händen über das Gesicht und sah ihrer Mutter einen Augenblick nach. Dann stand sie auf und ging den Weg zur Schmiede hinab.

Frank hatte gerade Mr. Robertsons braune Stute frisch beschlagen und führte sie in eine Box, als Meggie im Eingang erschien. Als er sie sah, tauchten sofort Erinnerungen an seine eigene elende Schulzeit auf. Sie war so klein, noch so rundlich-plump und so unschuldig und so süß, doch der Glanz in ihren Augen war brutal zum Verlöschen gebracht worden, und der Ausdruck, der sich dort jetzt fand, ließ einen Wunsch in ihm wach werden: den Wunsch, Schwester Agatha zu ermorden, sie wirklich zu ermorden ... Er ließ ein Werkzeug fallen, das er in der Hand hielt, band sich den Lederschurz ab, trat rasch auf Meggie zu.

»Was ist passiert, Liebes?«, fragte er und beugte sich vor, bis sein Gesicht mit ihrem auf gleicher Höhe war. Der Gestank des Erbrochenen stieg wie Pesthauch auf, doch er unterdrückte den Impuls, sich abzuwenden.

»Oh, Fra-Fra-Frank!«, schluchzte sie und ließ ihren Tränen jetzt freien Lauf. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und klammerte sich verzweifelt an ihn und weinte auf jene eigentümlich lautlose, schmerzliche Weise, wie alle Cleary-Kinder das taten, sobald sie aus dem frühen Kindesalter heraus waren. Es war schrecklich, das mit anzusehen, und mit sanften Worten oder auch durch Küsse ließ es sich nicht heilen.

Schließlich wurde sie ruhiger, und er hob sie hoch und trug sie zu einem Heuhaufen nahe der braunen Stute. Ganz herrlich roch es, und während das Pferd seine Lippen nach der Streu streckte, auf der sie saßen, waren sie wie verloren für die Welt ringsumher. Meggie hatte ihren Kopf an Franks glatte, nackte Brust geschmiegt, und die Stute schnob stoßweise und voll Behagen, sodass Meggies rötliche Locken aufgestört flogen.

»Warum hat sie uns alle mit dem Stock geschlagen, Frank?«, fragte Meggie. »Ich habe ihr doch gesagt, dass es meine Schuld war.«

Frank hatte sich an den Geruch gewöhnt, es machte ihm nichts mehr aus. Er strich der Stute über die Nüstern, schob dann, als sie zu zudringlich wurde, ihren Kopf zurück.

»Wir sind arm, das ist der Hauptgrund. Die Nonnen haben immer arme Schüler. Wenn du erst einmal ein paar Tage in Schwester Ags muffiger alter Schule gewesen bist, merkst du schon, dass sie's nicht nur an den Clearys auslässt, sondern auch an den Marshalls und an den MacDonalds. Wir sind alle arm. Wären wir aber reich und würden wir wie die O'Briens in einer großen Kutsche zur Schule fahren, so wüssten sie sich gar nicht mehr zu lassen. Aber wir können keine Orgel für die Kirche stiften oder goldene Gewänder für die Sakristei oder ein neues Buggy samt neuem Pferd für die Nonnen. Also zählen wir nicht. Sie können mit uns machen, was sie wollen.

Ich erinnere mich noch, wie Schwester Ag einmal so wütend auf mich war, dass sie kreischte: »Um alles im Himmel, so weine doch endlich! Schrei, Francis Cleary, gib irgendeinen Laut von dir! Wenn ich die Genugtuung hätte, dich heulen zu hören, so würde ich dich nicht so oft und so hart schlagen!«

Das ist ein weiterer Grund, aus dem sie uns hasst; hierin sind wir besser als die Marshalls und die MacDonalds. Die Clearys kann sie nicht zum Weinen bringen. Wir sollen ihr die Stiefel lecken. Na, ich habe den Jungens gesagt, was ich mit einem Cleary mache, der auch nur wimmert, wenn er was mit dem

Stock kriegt, und das gilt auch für dich, Meggie. Egal, wie hart sie zuschlägt – kein Mucks. Hast du heute geweint?«

»Nein, Frank.« Sie gähnte, während ihre Augenlider immer tiefer sanken. Suchend fuhr ihr Daumen über das Gesicht, fand den Mund, glitt hinein. Frank sorgte dafür, dass sie richtig auf dem Heu lag, und kehrte dann, lächelnd und vor sich hin summend, zu seiner Arbeit zurück.

Während Meggie noch schlief, kam Paddy herein. Vom Ausmisten von Mr. Jarmans Molkerei waren seine Arme noch verdreckt, den breitkrepfigen Hut hatte er tief in die Stirn gezogen. Er sah, dass Frank am Amboss stand, wo er eine Achse schmiedete, während Funken seinen Kopf umwirbelten. Dann blickte er zum Heuhaufen, wo seine Tochter lag, während die braune Stute ihren Kopf tief über das Gesicht der Schlafenden gesenkt hielt.

»Hab mir doch gedacht, dass sie hier sein würde«, sagte Paddy, ließ seine Reitpeitsche fallen und führte seinen Rot-schimmel von draußen in jenes Ende des Schuppens, das als Stall diente.

Frank nickte kurz und warf seinem Vater einen eigentümlichen Blick zu: einen dunklen Blick, aus dem ein tiefer Zweifel zu sprechen schien. Paddy fühlte sich dadurch stets aufs Neue irritiert. Der Junge wandte sich wieder dem Amboss zu. Auf seinem nackten Rücken glänzte Schweiß.

Paddy nahm seinem Schimmel den Sattel ab, führte das Tier in eine Box und füllte Wasser in den Trog. Dann mischte er das Futter zurecht, Kleie und Hafer mit ein bisschen Wasser. Als er das Futter in die Krippe schüttete, gab ihm das Pferd einen freundschaftlichen Stoß und folgte ihm dann mit den Augen, während er durch die Schmiede hinausging zum großen Trog und sich das Hemd auszog. Er wusch sich Gesicht und Oberkörper, bespritzte sich dabei das Haar und die Reithose. Mit einem Sack trocknete er sich, blickte fragend seinen Sohn an.

»Mum hat mir gesagt, dass Meggie in Schande nach Hause geschickt wurde. Weißt du, was genau passiert ist?«

Frank legte die Achse beiseite. Das Metall war bereits stark abgekühlt. »Sie hat gebrochen – direkt auf Schwester Agatha drauf.«

Ein Grinsen huschte über Paddys Gesicht. Rasch blickte er zur anderen Seite. Als er sich dann unter Kontrolle hatte, suchten seine Augen die schlafende Meggie. »Ganz aufgeregt wegen ihrem ersten Schultag, wie?«

»Ich weiß nicht. Sie musste schon heute früh brechen, und so kamen dann alle zu spät und kriegten ihre sechs Hiebe. Meggie fand das fürchterlich ungerecht und meinte, sie hätte allein bestraft werden müssen. Nach der Mittagspause nahm Schwester Ag sie dann wieder aufs Korn, und Meggie erbrach sich, und alles landete auf Schwester Ags sauberem schwarzen Habit.«

»Und was passierte dann?«

»Schwester Ag drosch mit ihrem Stock auf sie ein und schickte sie in Schande nach Hause.«

»Da ist sie wirklich hart genug bestraft worden, will ich meinen. Bei allem Respekt vor den Schwestern, mit dem Stock sind sie mir doch ein bisschen zu schnell zur Hand. Ich weiß zwar, dass sie Lesen, Schreiben und Rechnen praktisch in unsere dicken irischen Schädel reinprügeln müssen, aber schließlich war es doch Klein Meggies erster Schultag.«

Frank musterte seinen Vater überrascht, fast verblüfft. Es war das erste Mal, dass Paddy mit seinem ältesten Sohn sozusagen von Mann zu Mann sprach. Plötzlich empfand der Junge nichts von dem Groll, den er sonst gegen seinen Vater hegte. Er begriff, dass Paddy bei allem geradezu prahlerischen Stolz auf seine Söhne seine kleine Tochter dennoch am meisten liebte.

Als Frank jetzt lächelte, fand sich in seinem Lächeln nichts vom sonstigen Misstrauen gegen seinen Vater. Er fühlte für ihn fast so etwas wie Zuneigung. »Sie ist doch ein prächtiges kleines Ding, nicht?«, sagte er.

Paddy nickte abwesend, während er die schlafende Meg-

gie betrachtete. Die braune Stute stülpte die Lippen vor, der Atem des Pferdes traf auf Meggies Gesicht. Sie begann, sich zu bewegen, öffnete dann die Augen. Als sie neben Frank ihren Vater sah, setzte sie sich steil auf und starrte ihn beklommen an.

»Nun, Meggie-Mädchen, du hast einen schlimmen Tag hinter dir, nicht?« Paddy ging zu ihr und hob sie vom Heuhaufen hoch. Als ihm der Geruch ihres beschmutzten Kleides in die Nase drang, hielt er unwillkürlich den Atem an. Doch dann zuckte er nur mit den Achseln.

»Ich habe Prügel bekommen, Daddy«, beichtete sie.

»Na, wie ich Schwester Agatha kenne, war das bestimmt nicht das letzte Mal«, lachte er und setzte sie sich auf die Schulter. »Jetzt wollen wir erst mal sehen, ob Mum für dich zum Baden vielleicht heißes Wasser hat. Du riechst ja schlimmer als Mr. Jarmans Stall.«

Frank folgte beiden zum Ausgang und sah ihnen nach: zwei Rotschöpfe, die den Weg zum Haus hinaufwippten. Als er sich umwandte, sah er, dass ihn die braune Stute beäugte.

»Also los, du alte Mähre«, sagte er und griff nach einem Halfter, »ich werde dich nach Hause reiten.«

Dass Meggie sich auf Schwester Agathas so makelloses Habit erbrochen hatte, erwies sich als Glück im Unglück. Zwar prügelte die alte Nonne Meggie regelmäßig, doch hielt sie dabei sicherheitshalber auf einen gewissen Abstand, was sowohl ihre Zielsicherheit als auch die Kraft ihrer Schläge wesentlich beeinträchtigte.

Meggies Banknachbarin, die dunkle Schönheit, war die jüngste Tochter des Italieners, dem in Wahine das hellblaue Restaurant gehörte. Sie hieß Teresa Annunzio, und bald wurden sie und Meggie sehr enge Freundinnen. Als Teresas Zähne wuchsen und die Zahnlücken sich verloren, zeigte sich, dass sie in der Tat ein bildhübsches kleines Ding war. Meggie jedenfalls bewunderte sie sehr. In den Pausen spazierten beide

engumschlungen auf dem Schulhof umher, ein Zeichen für die anderen, dass diese hier »beste Freundinnen« waren und für niemanden sonst verfügbar.

Einmal nahm Teresa in einer Mittagspause Meggie mit zum Restaurant. Dort lernte sie dann die anderen Annunzios kennen, Teresas Eltern und ihre erwachsenen Geschwister. Wie sich zeigte, war man wechselseitig voneinander entzückt. Fand Meggie die Annunzios überaus anziehend wegen ihrer dunklen Haare und der dunkelgetönten Haut, so erschien diesen Meggies goldener Schopf unwiderstehlich, und das wunderschön gefleckte Grau der Augen kam ihnen geradezu engelsgleich vor. Herzlich hießen sie Meggie bei sich willkommen und setzten ihr zu essen vor: Pommes frites und entgräteten Fisch – eine Köstlichkeit, so jedenfalls schien es Meggie, wie sie sie noch nie gegessen hatte. Und sie wünschte sich, öfter im Restaurant essen zu dürfen. Aber nun ja, so leicht war das nicht. Wenn sie hierherkommen wollte, musste sie ihre Mutter und auch die Nonnen jeweils um Erlaubnis bitten.

Ihre Berichte zu Hause spickte sie unablässig mit Sätzen wie: »Teresa hat gesagt« oder: »Wisst ihr, was Teresa gemacht hat?«, bis Paddy lautstark erklärte, jetzt habe er über Teresa aber wirklich genug gehört.

»Weiß nicht, ob es eine so gute Idee ist, mit Ithakern so dick Freund zu sein«, sagte er dann. Wie alle, die sozusagen zur britischen Gemeinde gehörten, empfand er gegen Romanen – und überhaupt gegen alle dunkelhäutigen Menschen – ein instinktives Misstrauen. »Ithaker sind schmutzig, Meggie-Mädchen, sie waschen sich nicht oft«, erklärte er lahm und verstummte dann unter Meggies verletztem und vorwurfsvollem Blick.

Immerhin hatte er einen Bundesgenossen in Frank, der ganz einfach eifersüchtig war, sehr eifersüchtig. So sprach Meggie zu Hause denn nicht mehr so häufig von Teresa, doch an der engen Freundschaft zwischen den beiden Mädchen

änderte sich nichts. Worüber Bob und die anderen kleinen Clearys in der Schule nur zu froh waren: So konnten sie während der Pausen herumtollen, wie es ihnen passte, und brauchten sich nicht um ihre Schwester zu kümmern.

Nach und nach begann Meggie zu begreifen, was die rätselhaften Dinge zu bedeuten hatten, die Schwester Agatha immer und immer wieder an die Wandtafel schrieb. Stand dort ein »+«, so sollte man alle Zahlen zusammenzählen, und fand sich stattdessen ein »-«, so musste man die untere Zahl von der oberen abziehen. Meggie war ein aufgewecktes Kind und wäre eine gute, wenn nicht sogar sehr gute Schülerin gewesen, hätte sie nur ihre Angst vor Schwester Agatha überwinden können. Doch wenn sich der scharfe, wie durchbohrende Blick auf sie richtete und die alte Nonne ihr mit schnarrender Stimme eine Frage stellte, so begann sie zu stammeln und zu stottern und konnte einfach nicht denken. Rechnen fand sie leicht, doch wenn sie aufgerufen wurde und sich mündlich auszudrücken hatte, so wusste sie nicht mehr, wie viel zwei und zwei waren. Vom Lesen konnte sie einfach nicht genug bekommen, weil es der Schlüssel zu einer neuen, faszinierenden Welt zu sein schien, aber wenn sie auf Schwester Agathas Befehl aufstehen und einige Sätze laut vorlesen musste, so brachte sie kaum ein Wort wie »Katze« klar und deutlich heraus, vom »miau« ganz zu schweigen. Stets und ständig zitterte sie vor Schwester Agathas ätzenden Bemerkungen: wenn die alte Nonne *ihre* Schiefertafel hochhob, um sie vor versammelter Klasse zu verhöhnen; wenn sie *ihr* Schreibheft herumzeigen ließ, um zu demonstrieren, was eine schlampige Arbeit sei – was gar nicht stimmte: Meggie gab sich unendlich viel Mühe damit; wenn die Kinder ihre Mitschülerin dann auslachten, immer und ewig nur – oder doch hauptsächlich – sie, die Meggie Cleary.

Andere Kinder, jedenfalls die reicheren, besaßen Radiergummis. Meggies einziger Radiergummi war ihre Fingerspitze, die sie mit der Zunge anfeuchtete. So versuchte sie dann,

dumme Fehler auszuradieren, doch war es weniger ein Radieren als ein Schmieren, und nicht selten schabte und kratzte sie so verzweifelt, dass es im Papier Löcher gab. Natürlich war es streng verboten, doch Meggie hätte fast alles getan, um nur Schwester Agathas scharfzüngigen Bemerkungen zu entgehen.

Bevor Meggie in die Schule gekommen war, hatte Stuart als Hauptzielscheibe erhalten müssen: für Schwester Agathas Stock ebenso wie für das von ihr verspritzte Gift. Wie sich zeigte, war Meggie ein weitaus »dankbareres« Opfer als der sehr in sich gekehrte und mitunter geradezu entrückt wirkende Stuart. So tapfer sie auch versuchte, es ihren Brüdern an eingefuchster Mannhaftigkeit und Ungerührtheit gleichzutun, es wollte einfach nicht so recht gelingen. Sie wurde leicht rot, knallrot sogar, und dieses grässliche Zittern konnte sie auch nicht unterdrücken. Sie tat Stuart sehr leid, und wenn sie wieder einmal von Schwester Agatha aufs Korn genommen wurde, so versuchte er mit irgendeinem Trick den Blitzableiter für seine Schwester zu spielen. Die alte Nonne durchschaute das sofort, und ihre Wut steigerte sich noch: die Wut über die Clan-Verschworenheit der Clearys, die jetzt, wo das Mädchen da war, genauso bestand wie zuvor nur zwischen den Jungen. Hätte man Schwester Agatha gefragt, weshalb sie gegen die Clearys einen solchen Groll hegte, so wäre sie um eine Antwort verlegen gewesen. Aber es war wohl so, dass der alten, durch ihr Leben verbitterten Nonne eine solche Familie mit ihrem Stolz ganz einfach »gegen den Strich« ging.

Meggies schlimmste Sünde bestand darin, dass sie Linkshänderin war. Als sie zum ersten Mal ihren Griffel in die Hand nahm, ging Schwester Agatha auf sie los wie Cäsar auf die Gallier.

»Meghann Cleary, lege den Griffel wieder hin!«, donnerte sie.

Und so begann ein erbitterter Kampf. Meggie war nun einmal von Natur aus Linkshänderin, was also tun? Schwester

Agatha drückte ihr den Griffel in die rechte Hand. Sie presste ihr die Finger so zusammen, dass sie den Griffel hielten. Und nun? Meggies Bewusstsein war ein schwimmendes Etwas, ohne jeden Halt, ohne richtiges Orientierungsvermögen. Wie sie mit den Fingern der rechten Hand irgendetwas schreiben sollte, schreiben konnte, begriff sie einfach nicht. Ebenso gut hätte man von ihr verlangen können, das mit den Zehen zu tun.

Als Schwester Agatha sich wieder entfernte, wechselte Meggie den Griffel rasch wieder in die linke Hand über, und während sie den rechten Arm wie zum Schutz um drei Seiten der Schiefertafel legte, begann sie, eine Reihe geradezu gestochener *As* zu schreiben.

Natürlich kam Schwester Agatha ihr auf die Schliche, und sie war es auch, die den Kampf gewann. Eines Morgens band sie Meggie den linken Arm mit einem Strick auf den Rücken und dachte nicht daran, ihn wieder loszubinden, ehe am Nachmittag um drei die Glocke den Schulschluss anzeigte. Selbst in der Mittagspause auf dem Hof musste Meggie mit gefesseltem Arm herumlaufen. Die Prozedur dauerte insgesamt drei Monate, und am Ende konnte sie dann, wie zumindest Schwester Agatha befand, »korrekt« schreiben, wenschon es mit Meggies Schönschrift nie weit her war. Damit sie nicht in ihre alte Sünde zurückfiel, musste sie den festgebundenen Arm noch weitere zwei Monate ertragen. Dann betete Schwester Agatha vor der versammelten Schule einen Rosenkranz als Dank an den Allmächtigen, dessen Weisheit Meggie von ihrem Irrweg auf den rechten Pfad geführt habe, sehr buchstäblich wohl auf den *rechten*; denn die Kinder Gottes waren alle rechtshändig, während es sich bei Linkshändern um Teufelsbrut handelte, zumal bei *rothhaarigen* Linkshändern.

In diesem ersten Schuljahr verlor Meggie ihren Babyspeck, wurde sehr dünn, wuchs jedoch ein wenig. Sie begann, ihre Fingernägel bis zum Fleisch abzukauen – und musste dann,

auf Schwester Agathas Befehl, in der Schule von Pult zu Pult gehen, damit die Kinder sehen konnten, wie hässlich abgekaute Nägel waren. Dabei kaute nahezu die Hälfte der Kinder zwischen fünf und fünfzehn Jahren genauso übel an den Fingernägeln wie Meggie.

Fee holte die Flasche mit Bitter-Aloe hervor und strich dem Mädchen von dem furchtbaren Zeug auf die Fingerspitzen. Alle mussten sorgfältig aufpassen, dass sie keine Gelegenheit fand, die Tinktur abzuspülen; und als ihre kleinen Mitschülerinnen in der Klasse die verräterischen braunen Spuren an ihren Fingerspitzen entdeckten, war das für sie eine tiefe Demütigung.

Steckte sie, was natürlich geschah, ihre Finger auch jetzt noch in den Mund, so spürte sie einen geradezu unglaublich widerlichen Geschmack und nahm ihr Taschentuch und spie und spuckte hinein, um ihn wieder loszuwerden. Zu Hause nahm Paddy die Rute, die sich im Vergleich zu Schwester Agathas Stock geradezu sanft ausnahm, und dann ließ er Meggie durch die Küche tanzen: Er war strikt dagegen, Kinder ins Gesicht oder auf die Hände zu schlagen, und schlug nur gegen die Beine. Wenn es denn schon sein müsse, meinte er, nun gut – an den Beinen täte es genauso weh, könne jedoch keinen Schaden anrichten. Doch es schien alles nichts zu nutzen. Trotz Bitter-Aloe, trotz Hohn und Spott, trotz Schwester Agathas Stock und Paddys Rute kaute Meggie nach wie vor ihre Nägel.

Das Schönste in ihrem Leben war für sie die Freundschaft mit Teresa Annunzio, es war das Einzige, was ihr die Schule erträglich machte. Während des Unterrichts wartete sie ungeduldig auf die Pause, in der sie dann mit Teresa engumschlungen unter dem großen Feigenbaum sitzen konnte und mit ihr reden, reden, reden, wie sie es immer taten, wenn sich die Gelegenheit dazu fand: sprechen, über so vieles – über Teresas so eigentümlich fremdländische Familie, über ihre vielen Puppen, über ihr Teeservice aus echt chinesischem Porzellan.

Als Meggie das Teeservice sah, war sie überwältigt. Es bestand aus 108 Einzelteilen – winzige Tassen und Untertassen und Teller, eine Teekanne, ein Zuckernapf, Kännchen für Milch und für Sahne, winzige Messer und Löffel und Gabeln; winzig war ja alles, sehr winzig sogar, denn es war ein Teeservice für Puppen.

Teresa hatte so viele Spielsachen, dass man sie kaum noch zählen konnte. Sie war das Nesthäkchen, viel jünger als ihre nächstältere Schwester, und da es sich um eine italienische Familie handelte, wurde sie von allen innig und offen und ohne falsche Zurückhaltung geliebt – und mit Beweisen dieser Liebe mehr oder minder überschüttet. Sosehr sich die beiden Mädchen in praktisch allem auch wechselseitig bewunderten und beneideten, in diesem Punkt empfand Teresa für Meggie eher Mitleid: nicht zu seiner Mutter laufen dürfen und sie umarmen und küssen, wie es einem ums Herz war? Arme Meggie.

Wie hätte eine kleine Italienerin auch begreifen sollen, was es mit einer kalvinistischen Erziehung auf sich hatte?

Meggie hinwiederum war es unmöglich, Teresas füllige, breit lächelnde Mutter mit ihrer eigenen schlanken und nie lächelnden Mutter gleichsam auf denselben Nenner zu bringen. Und so dachte sie denn auch nicht: Wenn Mum mich doch umarmen und küssen wollte. Sie dachte vielmehr: Ich wünschte, Teresas Mum würde mich mal umarmen und küssen. Aber viel faszinierender als alle etwaigen Umarmungen und Küsse war für sie der Gedanke an das wunderbare Porzellanservice. Wie zierlich, wie zerbrechlich, wie unvergleichlich schön! Wenn sie nur auch so ein Service hätte, um Agnes in einer tiefblau-weißen Tasse auf einer tiefblau-weißen Untertasse den Nachmittagstee zu servieren!

Beim Danksagungsgottesdienst am Freitag in der alten Kirche – es gab dort gleichermaßen reizende wie groteske Maori-Schnitzereien und eine von Maoris bemalte Decke – kniete Meggie nieder und betete um ein eigenes Teeservice. Als

Pater Hayes die Monstranz hochhob und hinter der strahlenumwobenen Glasscheibe in der Mitte wie schimmernd die heilige Hostie erschien, waren bei der Segenserteilung die Häupter der Gläubigen gebührend gebeugt – bis auf das Haupt Meggies, welche die Hostie nicht einmal wahrnahm, denn sie war vollauf damit beschäftigt, aus der Erinnerung nachzuzählen, wie viele Teller eigentlich zu Teresas Service gehörten. Und als die Maoris oben auf der Orgelempore jubelnde Gesänge anstimmten, schwebte Meggies Kopf wie in einem Gespinst aus Ultramarin – und aller Katholizismus war ihr genauso fern wie alles rätselhaft Polynesische.

Das Schuljahr neigte sich dem Ende zu, im Dezember stand Meggies Geburtstag bevor – man näherte sich dem Hochsommer –, als Meggie die bittere Erfahrung machen musste, wie unendlich teuer man oft die Erfüllung seiner Herzenswünsche bezahlt.

Sie saß auf einem hohen Stuhl beim Herd, und wie stets vor der Schule frisierte ihre Mutter sie, was Zeit und Konzentration erforderte. Meggie besaß Naturlocken, was Fee für einen beträchtlichen Vorteil hielt. Mädchen mit glattem Haar hatten doch ziemlich große Schwierigkeiten, genügend »Fasson« hineinzubekommen, was recht ärgerlich war, zumal wenn sie älter wurden.

Die Prozedur am Morgen war stets diese: Zunächst wurden die Stofffetzen gelöst, die Meggie die Nacht über als Lockenwickler getragen hatte, sodann begann Fee Meggies Haar zu kämmen. Oder nein: zu bürsten, sehr sorgfältig und fast schon rituell.

Eine alte Mason-Pearson-Haarbürste benutzend, nahm sie eine von Meggies noch »kringeligen« Locken in die linke Hand und bürstete das Haar dann überaus geschickt und gekonnt um ihren Zeigefinger, bis es eine glänzende dicke Rolle bildete. Dann zog sie ihren Zeigefinger hervor und schwenkte oder schüttelte die Haarrolle zur langen, beneidenswert

dicken Locke: zur Stocklocke. Dieses Manöver wiederholte sie etwa ein Dutzend Mal. Sodann wurden die vorderen Locken mit einer Taftschleife auf Meggies Kopf hochgebunden, und sie war für den Tag frisiert. Alle anderen kleinen Mädchen trugen in der Schule ihr Haar in Flechten, eine Lockenfrisur blieb besonderen Gelegenheiten vorbehalten. Doch in diesem Punkt war Fee eisern: Meggies Haar sollte immer in Locken liegen, auch wenn es noch so schwerfiel, morgens die Zeit dafür zu erübrigen. Fee wusste nicht, dass ihre Anstrengungen im Grunde überflüssig waren, denn das Haar ihrer Tochter wäre so oder so das schönste in der ganzen Schule gewesen – und die alltäglich erneut vorgeführte Pracht erzeugte bei vielen nur Neid.

Im Übrigen war das morgendliche Frisieren eine schmerzhafteste Prozedur, was Meggie jedoch kaum noch bewusst wurde, so lange war sie schon daran gewöhnt. Fee bürstete das Haar mit überaus kräftigen Strichen. Natürlich hatten sich in der Nacht überall »verwuschelte« Strähnen gebildet, und dort musste die Bürste hindurch, koste es, was es wolle. Fee zögerte denn auch keinen Augenblick. Sie riss die Bürste buchstäblich durch das widerspenstige Haar, und das geschah mit so viel Kraft, dass Meggie sich mit beiden Händen an ihrem Sitz festhalten musste, um nicht herunterzufallen, während ihr der fast nur noch unterbewusst registrierte Schmerz das Wasser in die Augen trieb.

Es war am Montag der letzten Schulwoche. Während Fee die Bürste schwang, träumte Meggie, an ihren Stuhl geklammert, den Traum ihrer Träume: den Traum vom Teeservice. Doch sie wusste, dass es nur ein Traum war. Im Wahine General Store gab es zwar so ein Service zu kaufen, doch was nützte das? Und was nützte es, dass sie in zwei Tagen Geburtstag hatte? Woher hätte ihr Vater, hätten ihre Eltern das Geld nehmen sollen, um den verlangten Preis zu bezahlen?

Plötzlich gab Fee ein Geräusch von sich, so sonderbar, dass Meggie aus ihren Gedanken geschreckt wurde. Sogar Pad-

dy und die Jungen, am Frühstückstisch, blickten neugierig herüber.

»Allmächtiger Gott!«, sagte Fee.

Paddy sprang auf, wie vor den Kopf geschlagen. Dass Fee den Namen des Herrn *eitel* im Munde führte, ihn zu einem Ausruf missbrauchend, hatte er noch nie erlebt. Eine von Meggies Locken in der einen und die Bürste in der anderen Hand, schien sie sich, mit entsetztem, angewidertem Gesicht, vor Ekel fast zu schütteln. Paddy und die Jungen drängten näher. Meggie drehte den Kopf. Sie wollte gleichfalls sehen, was los war – und erhielt einen Schlag mit der Borstenseite der Bürste.

»Sieh doch!«, sagte Fee zu Paddy und hielt Meggies Locke so, dass helles Licht darauffiel.

Im Schein der Sonne schien Meggies Haar eine Masse von glänzendem, gleißenden Gold zu sein, und zunächst sah Paddy weiter nichts. Dann entdeckte er, dass da irgendetwas *kroch*, auf Fees Handrücken jetzt. Er nahm selbst eine von Meggies Locken in die Hand, und nun sah er im hellen, grellen, tanzenden Schein, dass es im Haar von *so etwas* nur so wimmelte. Weißliche Pünktchen schienen verklumpt an jeder Strähne zu haften, geschäftiges Geschmeiß. Meggies Haar war ein wahrer Bienenkorb an Betriebsamkeit.

»Läuse hat sie!«, sagte Paddy.

Bob, Jack, Hughie und Stu warfen einen Blick darauf und zogen sich dann, wie ihr Vater, in eine sichere Entfernung zurück. Nur Frank und Fee blieben bei Meggie stehen und starrten noch immer gebannt, während Meggie selbst bedrückt auf ihrem Sitz hockte.

Paddy ließ sich schwerfällig auf seinem Windsor-Stuhl nieder, blickte starr ins Herdfeuer, zwinkerte dann heftig.

»Es ist dieses verdammte Ithaker-Mädchen!«, sagte er schließlich. »Verdammte Schweine, verdreckte und verlauschte Schweine!«

»Paddy«, rief Fee entsetzt.

»Tut mir ja leid, dass ich so fluche, Mum«, sagte er, »aber wenn ich daran denke, dass dieses verdammte Ithaker-Gör Meggie seine Läuse verpasst hat, dann möchte ich am liebsten sofort los nach Wahine, um dieses dreckige, schmierige Restaurant niederzureißen!« Zornig hieb er sich mit den geballten Fäusten auf die Knie.

»Mum, was ist denn?«, brachte Meggie endlich hervor.

»Da, du kleiner Lausekopf, sieh doch!«, erwiderte Fee und hielt ihre Hand Meggie vor das Gesicht. »Dein ganzes Haar ist voll von diesen Dingern, und die hast du von deiner besten Freundin, diesem italienischen Mädchen! Was mach' ich nun bloß mit dir?«

Ohne dass es ihm jemand hätte sagen müssen, setzte Frank den großen Kessel für heißes Wasser auf. Währenddessen marschierte Paddy fluchend in der Küche hin und her, und jedes Mal, wenn sein Blick auf Meggie traf, wuchs seine Wut noch. Schließlich nahm er seinen Hut von einem der Haken an der Tür und stülpte ihn sich auf den Schädel. Dann griff er nach der langen Pferdepeitsche, die an einem Nagel hing.

Die weinende Meggie nahm ihren Vater nur noch undeutlich wahr. Sie hatte das kriechende Etwas auf Fees Hand gesehen. Doch worum es ging, was eigentlich los war, begriff sie noch immer nicht so recht. Sie empfand nur den Schrecken.

»Ich reite jetzt nach Wahine, Fee!«, erklärte Paddy. »Erst mal knöpfe ich mir diesen verfluchten Ithaker vor, und dann – dann sage ich Schwester Agatha die Meinung ... was ich davon halte, dass sie in ihre Schule verlauste Kinder aufnimmt!«

»Paddy, sei vorsichtig!«, bat Fee. »Vielleicht ist es ja gar nicht dieses italienische Mädchen – was dann? Und selbst wenn sie Läuse haben sollte ... sie könnte sie doch von anderen haben ... wie vielleicht auch Meggie.«

»Unsinn!«, sagte Paddy nur. Mit stampfenden Schritten ging er hinaus. Einige Minuten später hörte man den sich entfernenden Hufschlag seines Pferdes.

Mit einem Seufzer blickte Fee zu Frank. »Wir werden wohl von Glück sagen können, wenn er nicht im Kittchen landet.« Sie holte tief Luft. »Übrigens geht heute keiner zur Schule. Die fällt für dieses Mal aus.«

Sorgfältig suchte sie die Köpfe ihrer Söhne nach verdächtigen Symptomen ab. Zum Schluss kam auch Frank an die Reihe. Anschließend musste er bei ihr nachsehen. Nirgends fand sich auch nur die geringste Spur, dass es außer der armen Meggie noch jemanden erwischt hatte. Und Fee dachte auch nicht daran, in diesem Punkt irgendein Risiko einzugehen. Inzwischen kochte das Wasser in dem großen Kupferkessel, den Frank aufgesetzt hatte. Jetzt nahm der Junge die Wanne vom Wandhaken herab, die sonst immer beim Geschirrspülen gebraucht wurde. Er goss Wasser hinein, zur Hälfte heißes, zur Hälfte kaltes. Hernach ging er zum Schuppen und holte von dort einen noch ungeöffneten Kanister voll Petroleum. Dann nahm er von der Schmierseife, die sonst zum Wäschewaschen gebraucht wurde, und machte sich an die Arbeit. Als Erster kam Bob an die Reihe. Einer nach dem anderen mussten die Jungen die Radikalprozedur über sich ergehen lassen. Zunächst wurde der Kopf kurz ins Wasser getaucht, sodann goss Frank mehrere Tassen voll Petroleum darüber, und zum Schluss gab's noch ein gehöriges Quantum Schmierseife. Jetzt ging es natürlich erst richtig los, bis die Häupter nur so schäumten, und da das Petroleum und die Schmierseife ganz verteufelt brannten, schrie das jeweilige Opfer wie am Spieß und rieb sich die Augen und kratzte sich die Kopfhaut, und im Chor schworen die Geschundenen allen Ithakern furchtbare Rache.

Fee ging zu ihrem Nähkorb und nahm die große Schere heraus.

Dann trat sie zu Meggie, die sich nicht von ihrem Stuhl gewagt hatte, obwohl inzwischen über eine Stunde vergangen war. Die Schere in der Hand, starrte Fee einen Augenblick bewegungslos auf das wunderschöne Haar. Dann begann sie zu

schneiden. Eine Locke nach der anderen fiel, in glänzenden Büscheln häufte sich das Haar auf dem Fußboden, und durch die stehengebliebenen, unregelmäßigen Stoppeln auf Meggies Kopf schimmerte jetzt hier und dort weißlich die Haut.

Fee stand unschlüssig, blickte dann zu Frank.

»Sollte ich den Rest nicht besser wegrasieren?«, fragte sie, und ihre Lippen wirkten eigentümlich schmal.

Frank streckte wie protestierend die Hand aus. »Oh, nein, Mum! Wirklich nicht! Ordentlich Petroleum drauf, das müsste genügen. Bitte, nicht kahlasieren!«

Und so war am Ende die Reihe an Meggie. Auch ihr Kopf wurde ins Wasser getaucht, und dann kamen Petroleum und Schmierseife drauf, und das Waschen und Schrubben ging los. Als die Prozedur schließlich beendet war, fühlte Meggie sich wie blind, weil sie wegen der ätzenden Lauge kaum noch die Augen aufbekam. Auf ihrer Kopfhaut und auf ihrem Gesicht hatten sich zahllose kleine Bläschen gebildet.

Frank fegte die abgeschnittenen Locken auf ein Stück Papier und warf alles ins Herdfeuer. Anschließend tunkte er den Besen mit den Borsten sorgfältig in Petroleum. Jetzt wuschen er und Fee sich die Haare und atmeten unwillkürlich hastiger, als auch bei ihnen das Zeug ätzte und brannte und biss. Dann nahm Frank einen Eimer und begann, den Küchenfußboden zu schrubben – nicht einfach mit Wasser: ein Desinfektionsmittel für Schafe erwies sich jetzt als recht nützlich.

Aber damit war die Sache immer noch nicht erledigt. Als die Küche es in puncto Sterilität mit fast jedem Krankenhaus aufnehmen konnte, ging es in die Schlafzimmern. Dort wurden die Betten abgezogen, und dann sammelte man die Bettwäsche zusammen. Sie wurde gekocht, sie wurde gewaschen, sie wurde ausgewrungen; hing schließlich draußen auf der Leine. Die Matratzen und Kissen legte man über den hinteren Zaun, um sie mit Petroleum zu besprühen ... und so weiter und so fort.

Alle Jungen halfen mit. Die Einzige, die nicht mithalf, die nicht mithelfen durfte, war Meggie ... denn sie war gleich-

sam in Schanden. Und so verkroch sie sich. Verkroch sich ganz buchstäblich hinter dem Schuppen und heulte und heulte. Sie weinte, weil es auf dem Kopf und auf dem Gesicht überall so weh tat, und sie weinte, weil sie sich schämte. Als Frank, der schon eine Weile nach ihr gesucht hatte, sie schließlich fand, weigerte sie sich vor lauter Scham, ihn anzusehen, und am Ende musste er sie gegen all ihr Sträuben mit Gewalt ins Haus schleppen.

Am späten Nachmittag kehrte Paddy zurück. Er warf nur einen Blick auf das gestutzte Haar seiner Tochter und brach in Tränen aus. Und dann saß er auf seinem Windsor-Stuhl und wippte vor und zurück und vor und zurück, das Gesicht in den Händen verborgen, während die Familie rings um ihn versammelt war und die meisten unruhig mit den Füßen scharrtten und sich weit weg wünschten. Fee machte eine Kanne Tee, und als Paddy allmählich zu sich kam, schenkte sie ihm eine Tasse voll.

»Was ist in Wahine passiert?«, fragte sie. »Du warst ja so furchtbar lange fort.«

»Na, ich bin mit der Reitpeitsche zu dem verdammten Ithaker und habe ihn in den Pferdetrog geschmissen, das war das Erste. Dann sah ich MacLeod auf der Straße stehen und erzählte ihm, was passiert war. Er mobilisierte ein paar Burschen in der Kneipe, und zusammen warfen wir dann alle Ithaker in den großen Pferdetrog, die Weiber auch, und kippten so Zeug zum Schafe-Desinfizieren auf sie drauf. Und dann ging ich zu Schwester Agatha in die Schule, und als die hörte, was ich ihr zu erzählen hatte, kriegte sie beinahe einen Schlaganfall, weil sie von der Schweinerei noch gar nichts gemerkt hatte. Na, sie zog das Ithaker-Gör von seinem Platz hoch, um mal einen Blick auf das Haar zu werfen, und da hatten wir die Bescherung, Läuse noch und noch. Sie schickte das Mädchen nach Hause und sagte ihr, sie solle sich erst wieder blicken lassen, wenn ihr Kopf wieder richtig sauber wäre. Als ich dann ging, waren Schwester Agatha und Schwester

Declan und Schwester Catherine dabei, sich die Köpfe von allen Schülern anzusehen, und es waren eine ganze Menge verlauste darunter. Und weißt du, was? Die drei Nonnen fingen an, sich wie verrückt zu kratzen, wenn sie meinten, dass keiner weiter guckte.« Er grinste bei der Erinnerung. Dann fiel sein Blick wieder auf Meggies geschorenen Kopf, und er wurde sofort ernst. Grimmig starrte er sie an. »Was dich betrifft, junge Lady, so ist Schluss mit den Ithakern. Du brauchst überhaupt niemand sonst, du hast ja deine Brüder. Wenn die dir nicht genügen, ist das dein Pech. Du, Bob, achtest mir darauf, dass Meggie in der Schule außer mit euch mit keinem was zu tun hat, verstanden?«

Bob nickte. »Ja, Daddy.«

Am nächsten Morgen erfuhr Meggie voll Schrecken, was man von ihr erwartete: dass sie zur Schule ging, genau wie sonst.

»Nein, ich kann nicht, ich kann nicht!«, jammerte sie und presste die Hände wie schützend gegen den Schädel. »Mum, Mum, so kann ich doch nicht zur Schule gehen – zu Schwester Agatha!«

»Oh, doch, du kannst«, erwiderte ihre Mutter und ignorierte Franks bittenden Blick. »Das wird dir ein Denkkzettel sein.«

Also blieb Meggie keine Wahl, und sie ging, mit schlep-penden Füßen, ein braunes Tuch um den Kopf. Zum Glück beachtete Schwester Agatha sie überhaupt nicht, aber in der Pause rissen ihr dann einige Mädchen das Tuch vom Kopf, um zu sehen, was für ein Geheimnis sich darunter versteck-te. Meggies Gesicht wirkte trotz der Bläschen kaum entstellt, doch der Kopf bot einen recht hässlichen Anblick.

Aus einiger Entfernung sah Bob, was vor sich ging, und er war im Handumdrehen zur Stelle und führte seine Schwester zum sogenannten Kricketplatz, wo er eine leidlich ruhige Ecke für sie fand.

»Kümmere dich nicht weiter um die«, sagte er rau. Unbe-holfen band er ihr wieder das Tuch um den Kopf, gab ihr

dann einen Klaps auf die Schultern. »Gemeines Volk! Ich hätte ein paar von den Dingen in deinem Haar fangen und aufheben sollen – da würde ich jetzt, wenn's keiner merkt, ein paar von diesen Hohlköpfen mit besiedeln.«

Auch die anderen Clearys kamen und hielten bei ihrer Schwester Wache, bis es wieder zum Unterricht läutete.

Teresa Annunzio ließ sich nur kurz während der Mittagspause auf dem Schulhof sehen. Ihr Kopf war rasiert. Sie versuchte, sich auf Meggie zu stürzen, doch die Jungen hielten sie mühelos zurück. Teresa gab es auf, aber nicht ohne eine Geste, die so mysteriös und so faszinierend war, dass jeder der Jungen sie sich sorgfältig für künftige Gelegenheiten vormerkte: Mit geballter Faust krümmte Teresa den rechten Arm empor und klatschte dann mit der linken Hand bedeutungsvoll auf jene Stelle, wo zumindest theoretisch ihr Bizeps war.

»Ich hasse dich!«, schrie Teresa. »Mein Dad muss aus dem Distrikt wegziehen wegen dem, was dein Dad ihm getan hat!« Sie drehte sich um und lief heulend vom Hof.

Meggie hielt sehr bewusst ihren Kopf hoch, und niemand sah in ihren Augen auch nur eine einzige Träne. Sie war dabei, Erfahrungen zu sammeln, und eine dieser Erfahrungen schien zu besagen: Es kommt nicht darauf an, wie andere über dich denken, nein, ganz und gar nicht! Die übrigen Mädchen mieden sie, teils weil sie vor Bob und Jack Angst hatten, teils weil ihre Eltern es ihnen befohlen hatten. Inzwischen wusste man nämlich Bescheid: fand bestätigt, was ohnehin feststand – dass es nur von Übel sein konnte, sich näher mit den Clearys einzulassen. Und so verbrachte Meggie die letzten Schultage »in Coventry«, wie man es nannte, wenn jemand praktisch in Acht und Bann getan war. Selbst Schwester Agatha schloss sich der neuen Kollektivhaltung an und ließ ihre Wut jetzt, statt an Meggie, an Stuart aus.

Fiel der Geburtstag eines der kleinen Clearys auf einen Schultag, so wurde er immer erst am Wochenende gefeiert, am Samstag: so jetzt auch bei Meggie. Und zu ihrer gren-

zenlosen Überraschung erhielt sie als Geschenk das so heiß-ersehnte Teeservice.

Doch da war noch mehr. Das Service fand sich auf einem wundervollen Puppentisch, den Frank in seiner – eigentlich nicht existenten – Freizeit gebastelt hatte und der ultramarinblau war, genau wie die beiden winzigen Stühle, die dazu gehörten. Auf einem saß Agnes und trug ein neues blaues Kleid, das Fee in ihrer – eigentlich nicht existenten – Freizeit genäht hatte.

Doch bedrückt starrte Meggie auf das Blau und Weiß, das man überall auf dem Teeservice sah, und traurig betrachtete sie die Ornamente auf dem Porzellan. Da war auch eine kleine Pagode, da war dieses sonderbar stumme Vogelpaar, da waren die winzigen Gestalten, die gleichsam auf immerdar über eine gewölbte Brücke huschten. Aber für Meggie besaß das alles keinen Zauber mehr.

Undeutlich begriff sie jedoch, weshalb die Familie alles darangesetzt hatte, ihr zu erfüllen, was man für ihren Herzenswunsch hielt. Und so stand sie tapfer das Ritual durch, das zu einer angemessenen Freudenbekundung gehörte. In dem winzigen Teekännchen servierte sie für ihre Agnes den Tee und zeigte sich überhaupt und in allem zutiefst beglückt. Und jahrelang benutzte sie es, dieses Service, zerbrach nicht ein einziges Stück und hielt mit eisernem Willen durch.

Niemand ließ sich je träumen, dass sie in Wirklichkeit alles verabscheute: das Service, den blauen Tisch mit den blauen Stühlen und Agnes' blaues Kleid.

Zwei Tage vor dem Weihnachtsfest in diesem Jahr – 1917 – brachte Paddy seine allwöchentliche Zeitung und einen neuen Stapel Bibliotheksbücher mit nach Hause. Ausnahmsweise kam diesmal die Zeitung vor den Büchern an die Reihe, nicht ohne Grund. Die Redakteure hatten, amerikanischen Vorbildern nacheifernd – mitunter fand eine amerikanische Luxusillustrierte den Weg nach Neuseeland –, den gesam-

ten inneren Teil des Blattes einem einzigen Thema gewidmet: dem Krieg. Verwischte Fotos zeigten die sogenannten Anzacs – australische und neuseeländische Soldaten – in den gnadenlosen Kämpfen bei Gallipoli, und ausführliche Artikel befassten sich mit dem Mut und dem Heldentum eben dieser Soldaten. Sämtliche Australier und Neuseeländer wurden aufgezählt, denen je das Viktoriakreuz verliehen worden war, und ein prachtvoller, ganzseitiger Stahlstich stellte einen australischen Kavalleristen dar: aufgesessen auf sein edles Ross, in der rechten Hand den blanken Säbel und am Slouch-Hat – der schlapphutartigen Kopfbedeckung – die langen, seidigen Federn.

Bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, nahm Frank das Blatt, las – nein: fraß – die Artikel und saugte jedes Wort der chauvinistischen Prosa in sich ein. Seine Augen glänzten irrlichterhaft.

»Daddy, ich möchte Soldat werden!«, sagte er, als er das Blatt wieder pflichtgemäß auf den Tisch legte.

Fee, am Herd stehend, ruckte ihren Kopf so hastig herum, dass sie einen Teil vom Essen auf der heißen Platte verkleckerte. Paddy auf seinem Windsor-Stuhl schien plötzlich erstarrt zu sein. Das Buch, in dem er gerade gelesen hatte, war jedenfalls vergessen.

»Du bist noch zu jung, Frank«, sagte er.

»Nein, bin ich nicht! Ich bin siebzehn, Daddy, ich bin ein Mann! Soll ich hier, weitab vom Schuss, in Sicherheit sitzen, während die Hunnen und die Türken unsere Leute abschlachten wie Schweine? Es ist allerhöchste Zeit, dass ein Cleary seine Pflicht tut.«

»Du bist noch nicht alt genug, Frank. Man würde dich gar nicht nehmen.«

»Die nehmen mich schon, wenn du nichts dagegen hast«, erklärte Frank prompt, die dunklen Augen starr auf Paddys Gesicht.

»Aber ich habe etwas dagegen. Im Augenblick bist du der

Einzig, der arbeitet, und wir brauchen das Geld, das du verdienst, das weißt du.«

»In der Army werde ich doch auch bezahlt!«

Paddy lachte. »Mit dem Sold reicht keiner weit, das weiß man doch. Ein Schmied in Wahine verdient einen ganzen Haufen mehr als ein Anzac in Europa.«

»Aber wenn ich dort bin, bekomme ich vielleicht die Chance, etwas Besseres zu werden als nur ein Schmied! Es ist für mich die einzige Hoffnung, Daddy.«

»Unsinn! Guter Gott, Junge, du weißt nicht, was du da sagst. Krieg ist furchtbar. Ich stamme aus einem Land, in dem seit tausend Jahren Krieg herrscht, ich weiß also, wovon ich rede. Hast du die Männer noch nie vom Burenkrieg erzählen hören? Du bist doch oft genug in Wahine, höre also nächstes Mal hin. Will mir sowieso scheinen, dass die verfluchten Engländer die Anzacs als Kanonenfutter verheizen. Überall, wo es ihnen zu gefährlich ist, ihre eigenen kostbaren Truppen einzusetzen, müssen die Neuseeländer und die Australier ran. Man braucht sich ja nur klarzumachen, wie dieser Säbelrassler, dieser Churchill, unsere Leute in ein so sinnloses Unternehmen wie das bei Gallipoli geschickt hat! Von fünfzigtausend nicht weniger als zehntausend gefallen! Viel schlimmer kann so etwas wohl nicht sein. Warum solltest du wohl für die alte Mutter England in den Krieg ziehen? Was hat sie je für dich, für uns getan? Ihre Kolonien hat sie ausgeblutet. Das allerdings, ja, darauf versteht sie sich. Angenommen, du gehst nach England, was meinst du wohl, was dich dort erwartet? Dass man dich ganz von oben herab ansieht, weil du ja ein ›Kolonialer‹ bist. En Zed – unser Neuseeland – ist nicht in Gefahr und Australien auch nicht. Und der alten Mutter England könnte es ganz gewaltig guttun, wenn sie eine Schlappe hinnehmen müsste – es wird höchste Zeit, dass ihr jemand heimzahlt, was sie an Irland verbrochen hat. Ich jedenfalls würde bestimmt keine Tränen vergießen, wenn am Ende der deutsche Kaiser in London einmarschiert.«

»Aber Daddy, ich *will* mich melden!«

»Du kannst alles wollen, was du willst, Frank. Bloß tun wirst du's nicht, also vergiss das Ganze lieber. Du bist noch nicht groß genug, um Soldat zu sein.«

Frank wurde glutrot, seine Lippen pressten sich zum schmalen Strich. Seine kleine Statur war für ihn ein wunder, ein sehr wunder Punkt. In der Schule hatte er immer zu den Kleinsten in seiner Klasse gehört, was nichts anderes bedeutete, als dass er sich – eben deshalb – zweimal so oft prügeln musste wie andere. Seit einiger Zeit quälten ihn furchtbare Zweifel – ob er denn überhaupt noch wachsen werde. Denn er war jetzt, mit siebzehn, praktisch noch genauso groß, wie er mit vierzehn gewesen war: so um die eins sechzig. Und nur er wusste und konnte wissen, welche Folter dies für seinen Körper und für seine Seele bedeutete – sich strecken und recken, ohne Erfolg; die unablässigen Leibesübungen, ein offenbar hoffnungsloses Unternehmen.

Im Verhältnis zu seiner Größe besaß er wahrhaft außergewöhnliche körperliche Kräfte, was er seiner Arbeit als Schmied verdankte. Paddy hatte diesen Beruf sehr bewusst für ihn gewählt, denn er schien genau zu Franks Temperament zu passen. In der Tat hätte Paddy keine bessere Wahl treffen können. Frank war ein Bündel geballter Kraft. Noch nie hatte er bei einer Schlägerei den Kürzeren ziehen müssen, und bereits jetzt genoss er auf der ganzen Taranaki-Halbinsel einen beträchtlichen Ruhm. Beim Kampf brach alles Aufgestaute, Zurückgedämmte aus ihm heraus: Zorn, Enttäuschung, Minderwertigkeitskomplexe. Und dies im Verein mit seiner ungeheuren Körperkraft, seiner Schnelligkeit und Wendigkeit, seiner erbarmungslosen Härte und seinem unbeugbaren Willen machte ihn selbst für die größten und stärksten Burschen in der ganzen Gegend unbesiegbar.

Je größer und stärker sie waren, desto mehr verlangte es ihn danach, sie vor sich im Staub zu sehen. Seine Altersgenossen gingen ihm nach Möglichkeit aus dem Weg, denn sie

kannten seine Aggressivität. Aber mit ihnen gab er sich auch kaum noch ab. Er suchte Gegner, die aus anderem Holz geschnitzt waren, die eine wirkliche Herausforderung für ihn bedeuteten.

Noch immer sprachen die Männer in Wahine und Umgebung von dem Tag, an dem er Jim Collins zusammengeslagen, wirklich übel zugerichtet hatte. Und Jim Collins, 22 Jahre alt, maß immerhin um die eins neunzig und konnte ein Pferd hochheben. Mit gebrochenem linken Arm und angeknackten Rippen kämpfte Frank, bis Jim Collins als schluchzende Masse aus blutigem Fleisch zu seinen Füßen lag, und dann musste er noch mit Gewalt davon abgehalten werden, das zerschlagene Gesicht seines Gegners mit Tritten in Brei zu verwandeln. Kaum waren der gebrochene Arm und die angeknackten Rippen wieder geheilt, tauchte Frank in Wahine auf – und hob ein Pferd hoch: nur um zu beweisen, dass Jim nicht der Einzige war, der das konnte, und dass es dabei keineswegs auf die Körpergröße ankam.

Paddy wusste sehr genau, welchen Ruf sein Sohn genoss, und er begriff auch, weshalb Frank einen so erbitterten Kampf führte, um sich überall Respekt zu verschaffen. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, in Rage zu geraten, wenn die Arbeit in der Schmiede darunter litt. Da er selbst von kleiner Statur war, hatte er häufig genug Schlägereien durchstehen müssen, um seinen Mut zu beweisen. Allerdings: In jenem Teil Irlands, wo er aufgewachsen war, hatte er durchaus Durchschnittsgröße besessen, und als er nach Neuseeland kam, wo es größere Männer gab, war er bereits erwachsen gewesen. Daher enthielt der Gedanke an seine kleine Statur für ihn nichts von jener Besessenheit, die Frank erfüllte.

Jetzt, in der Küche, betrachtete Paddy seinen Sohn sehr aufmerksam. Er versuchte, ihn zu verstehen, doch es gelang ihm nicht. Sosehr er sich auch immer bemüht hatte, in seinen Gefühlen für seine Kinder keine Unterschiede zu machen: Frank war seinem Herzen zweifellos am weitesten entrückt.

Paddy wusste, wie tief die unausgesprochene Feindseligkeit zwischen ihm und seinem Ältesten Fee bekümmerte, doch trotz aller Liebe zu seiner Frau konnte er den Groll gegen seinen Sohn nicht überwinden.

Frank stand noch am Tisch, die fein geformten Hände auf die Zeitung gestützt und die Augen auf Paddy gerichtet. Ein sonderbarer Ausdruck zeigte sich in ihnen: ein Flehen und gleichzeitig ein wilder Trotz, der eben dieses Flehen zunichtete. Wie fremdartig sein Gesicht doch wirkte! Weder von den Clearys noch von den Armstrongs war etwas darin, außer – vielleicht – um die Augen. Dort *hätte* man eine gewisse Ähnlichkeit mit Fee feststellen können, wären ihre Augen dunkel gewesen und voll sprühendem Zorn bei der geringfügigsten Provokation. An einem fehlte es Frank gewiss nicht, und dieses eine war Mut.

Paddys Bemerkung über Franks geringe Größe hatte das Gespräch abrupt beendet. Als die Familie dann am Tisch saß und Kaninchenbraten aß, herrschte eine ungewöhnliche Stille. Sogar Hughie und Jack, die sich zuerst unter viel Gekicher eine hochwichtige Geschichte erzählten, verstummten sehr bald. Meggie aß keinen Bissen. Unverwandt war ihr Blick auf Frank gerichtet: als fürchte sie, er könne jede Sekunde aus ihrem Gesichtsfeld verschwinden. Frank stocherte eine Weile in seinem Essen herum. Schließlich bat er höflich, man möge ihn entschuldigen. Eine Minute später erklangen vom Holzhaufen her dumpfe Axtschläge. Frank attackierte die Hartholzstämme, die Paddy als Vorrat für die langsam brennenden Feuer im Winter herangeschafft hatte.

Als die ganze Familie Meggie im Bett glaubte, kletterte sie durch das Fenster in ihrem Schlafzimmer nach draußen und schlich zum Holzhaufen, wie man das immer nannte, obwohl es sich eigentlich um einen *Holzplatz* handelte, der immerhin rund hundert Quadratmeter umfasste, entsprechend seiner Bedeutung für die Familie: Hätte es nicht genügend Brennmaterial gegeben, so wäre das Leben im Haus so gut

wie völlig zum Erliegen gekommen. Er war mit einer dicken Schicht bedeckt, die aus Holzsplittern und Borkenstückchen bestand. Auf der einen Seite des Platzes türmten sich die noch unzerhackten Kloben hoch, auf der anderen Seite waren die für den Herd genau maßgerechten Scheite säuberlich zu Stößen aufgeschichtet. In der Mitte, auf dem freien Platz zwischen den Kloben und den Scheiten, befanden sich drei Baumstümpfe, die noch im Boden wurzelten. Sie wurden als Hackklötze benutzt, und zwar je nach Länge der Kloben.

Frank stand jetzt an keinem der Stümpfe. Er war dabei, einen massigen Eukalyptusstamm so zurechtzuhauen, dass er auf den niedrigsten und breitesten Hackklotz passte. Der Durchmesser des Stamms betrug über einen halben Meter. Damit er fest auf dem Boden auflag, war er zwischen zwei Eisendorne gespannt. Frank stand oben und ließ, um den Stamm in zwei Hälften zu teilen, die Axt in die Mitte zwischen seinen auseinander gespreizten Füßen sausen. Sie bewegte sich so schnell, dass sie buchstäblich durch die Luft pfiß, während gleichzeitig ein zweites Geräusch hörbar wurde: eine Art rhythmisches Glitschen, weil der Holm in Franks schweißfeuchten Händen immer ein kurzes Stück hin- und herrutschte.

Blitzend schwang die Axt über seinem Kopf hoch, und schon zuckte sie wieder herab, wie in verwischter silbriger Kurve; und hackte ein weiteres Stück heraus aus dem keilförmigen Einschnitt: hackte das Stück so mühelos heraus, als wäre dies eine Kiefer oder ein Laubbaum und nicht etwa eisenhartes Holz. Winzige Splitter sprühten nach allen Seiten, über Franks nackten Oberkörper liefen Ströme von Schweiß, und er hatte sich sein Taschentuch wie ein Stirnband um den Kopf gebunden, um von herabrinnenden Schweißtropfen nicht unversehens geblendet zu werden. Dieses sogenannte Zurechthauen eines Stammes war eine gefährliche Arbeit. Eine nur minimale Fehleinschätzung, ein falscher Schlag, und er würde sich in den Fuß hacken. Lederne Kraftriemen an beiden Handgelenken verhinderten, dass der Schweiß von den Armen zu den

Händen rann: Hände, die fast zierlich wirkten und die doch so kraftvoll und so überaus geschickt waren.

Meggie kauerte unmittelbar neben der Stelle nieder, wo er Hemd und Unterhemd abgelegt hatte. Sie beobachtete ihn, starrte voll Bewunderung. Ganz in der Nähe lagen drei Reserveäxte, denn Eukalyptusholz ließ selbst die schärfste Schneide im Handumdrehen stumpf werden. Sie packte den Holm einer Axt und zog sie näher, zog sie auf ihre Knie. Die Axt war so schwer, dass Meggie sie kaum heben konnte. Um so mehr wünschte sie sich, damit so mühelos umgehen zu können wie Frank.

Sogenannte Doppeläxte wären für Eukalyptusholz nicht zu gebrauchen gewesen: zu leicht, zu wenig Wucht dahinter. Die Äxte hier waren von anderem Kaliber. Das keilförmige Eisen, der Körper, hatte am hinteren Teil, dem Nacken, eine Breite von fast drei Zentimetern, und die Schneide war rasiermesser-scharf geschliffen. Der Holm saß fest im Ohr, war zur Sicherheit mit kleinen, spanartigen Holzstückchen verkeilt: Hätte sich mitten im Schlag das Eisen vom Holm gelöst, so wäre es womöglich zum tödlichen Geschoss geworden.

Es dunkelte rasch, und so musste Frank beim Hacken mehr seinem Instinkt vertrauen als seinen Augen. Meggie wartete geduldig, bis er sie erspähen würde.

Der Baumstamm war auf der einen Seite durchgehauen. Frank drehte sich herum, leise keuchend. Dann schwang er wieder die Axt hoch und ging der anderen Seite des Baumstamms zu Leibe. Die in den Eukalyptus geschlagene Kerbe war tief und schmal: keine unnötige Vergeudung von Kraft und Arbeitszeit und auch nicht von Holz. Splitter lösten sich, größere als zuvor, und schwirrten wild umher. Frank achtete nicht darauf. Er schien schneller zu hacken, immer schneller. Tief fraß sich das Eisen der Axt in den Spalt. Und dann, urplötzlich, teilte sich der Stamm in zwei Teile, und Frank sprang leichtfüßig hoch, schon vor dem letzten Axthieb ahnend, dass es jetzt so weit war. Während die beiden Teile des

Stamms nach innen kippten, landete Frank ein kurzes Stück entfernt sicher auf dem Boden, und er lächelte: Doch es war kein glückliches Lächeln.

Als er kam, um eine neue Axt zu holen, sah er dort seine Schwester kauern, sehr geduldig, in ihrem sauberen Nachthemdchen, das buchstäblich von oben bis unten zugeknöpft war. Noch immer kam es ihm merkwürdig vor, dass sie jetzt, statt der üppigen Lockenpracht, nur noch kurze, krause Büschel hatte. Doch irgendwie, so schien es ihm, stand ihr dieser jungenhaft wirkende Haarschnitt sogar; und plötzlich wünschte er, das würde auch so bleiben.

Er kauerte sich zu ihr, die Axt quer über den Knien.

»Wie bist du aus dem Haus rausgekommen, du kleine Krabbe?«

»Ich habe gewartet, bis Stu eingeschlafen war, und dann bin ich durchs Fenster geklettert.«

»Wenn du nicht aufpasst, wird aus dir noch ein richtiger Wildfang.«

»Na, wenn schon. Mit den Jungens zu spielen ist immer noch schöner, als ganz für mich allein zu spielen.«

»Kann's mir denken.« Er setzte sich auf den Boden, lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Baumstamm. Dann blickte er müde zu seiner Schwester. »Was ist denn, Meggie?«

»Frank, du gehst doch nicht wirklich fort, nicht?« Sie legte die Hände mit den abgekauten Fingernägeln auf seine Schenkel und starrte ihn von unten herauf eindringlich an, den Mund ein Stück geöffnet: Da sie gegen die Tränen ankämpfte, bekam sie durch die Nase kaum Luft.

»Vielleicht doch, Meggie«, sagte er leise.

»Oh, Frank, das geht doch nicht! Mum und ich *brauchen* dich! Wirklich, ich weiß nicht, was wir ohne dich tun sollten!«

Ein flüchtiges Lächeln glitt über sein Gesicht, ein Grinsen fast: Wenn sie so sprach, klang das wie ein Echo von Fees Redeweise.

»Meggie«, sagte er, »manchmal geht es nicht so, wie man's

gerne hätte. Das solltest du eigentlich wissen. Uns Clearys hat man beigebracht, dass Gemeinnutz vor Eigennutz kommt, dass man nie zuerst an sich selbst denken soll. Aber da bin ich anderer Meinung. Ich finde, man sollte zuerst an sich selbst denken. Ich möchte fort, weil ich siebzehn bin und es Zeit wird, dass ich mir ein eigenes Leben aufbaue. Aber Daddy sagt nein, ich würde hier zu Hause gebraucht, zum Nutzen für die ganze Familie. Und weil ich noch nicht einundzwanzig bin, müsste ich eigentlich tun, was er sagt.«

Meggie nickte ernst und versuchte angestrengt, die für sie recht verschlungenen Fäden von Franks Erklärung zu entwirren.

»Nun, Meggie, ich habe lange und eingehend über alles nachgedacht. Ich gehe fort, und daran ist nichts zu ändern. Ich weiß, dass ich dir und Mum fehlen werde, aber Bob ist ja schon ziemlich groß, und Daddy und die Jungens werden mich überhaupt nicht vermissen. Das Einzige, was Daddy interessiert, ist das Geld, das ich nach Hause bringe.«

»Kannst du uns denn nicht mehr leiden, Frank?«

Plötzlich streckten sich seine Hände nach ihr. Er nahm sie in die Arme, riss sie fast an sich. »Oh, Meggie! Ich liebe dich und Mum mehr als all die anderen zusammen! Mein Gott, wenn du nur älter wärst, damit ich richtig mit dir reden könnte! Aber vielleicht ist es besser, dass du noch klein bist, ja, vielleicht ist es besser so ...«

Abrupt ließ er sie los und versuchte, seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Schließlich blickte er zu Meggie. »Wenn du älter bist, wirst du's besser verstehen.«

»Bitte, Frank, geh nicht fort!«, flehte sie.

Er lachte. Es klang wie ein Schluchzen. »Oh, Meggie! Hast du denn *gar* nichts verstanden? Na, ist auch nicht so wichtig. Hauptsache, du erzählst keinem, dass wir heute Abend miteinander gesprochen haben, hörst du? Ich möchte nicht, dass irgendwer denkt, du hättest sozusagen mit dringesteckt.«

»Aber ich *habe* dir doch zugehört, Frank«, versicherte sie.

»Ich habe alles gehört. Und ich werde keinem was sagen, das verspreche ich dir. Aber ich wünschte, du – du müsstest nicht fortgehen!«

Sie war zu jung, um ihm erklären zu können, was sie ohnehin mehr fühlte, als dass sie es etwa *gewusst* hätte: Wen hatte sie denn noch, wenn Frank fortging? Er war der Einzige, der ihr offen seine Zuneigung zeigte; der Einzige, der sie umarmte und an sich drückte. Als sie noch kleiner gewesen war, hatte Daddy sie oft zu sich hochgehoben, doch seit sie zur Schule ging, durfte sie nicht mehr auf seinen Knien sitzen und nicht mehr die Arme um seinen Hals schlingen. »Du bist jetzt ein großes Mädchen, Meggie«, sagte er. Und Mum war immer so müde und so beschäftigt zugleich, so völlig durch die Jungen und das Haus in Anspruch genommen. Frank stand Meggies Herzen am nächsten: An ihrem begrenzten Firmament strahlte er als *der* Stern. Er war der Einzige, dem es Freude zu machen schien, mit ihr zusammensitzen und mit ihr zu sprechen. Und er verstand es, Dinge auf eine Weise zu erklären, die für sie verständlich blieb. Seit dem Tag, an dem Agnes ihr Haar verloren hatte, war er immer für sie dagewesen, und nichts, kein einziger Kummer, hatte sie seither bis ins Tiefste treffen können, nicht Schwester Agatha mit ihrem Stock, nicht die Geschichte mit den Läusen – weil ja immer Frank da war, um sie zu trösten.

Jetzt stand sie auf, und sie brachte sogar ein Lächeln zustande. »Wenn du fortgehen musst, Frank, dann ist das in Ordnung.«

»Meggie, du solltest im Bett liegen. Sieh zu, dass du wieder dort bist, bevor Mum nachsehen kommt. Mach schnell!«

Die Mahnung ließ sie alles andere vergessen. Sie bückte sich und langte nach dem nachschleppenden hinteren Saum ihres Nachthemds. Dieses Ende zog sie zwischen den Beinen durch und hielt es dann vorn wie einen verkehrt aufgesetzten Schwanz. Und jetzt rannte sie los: Ihre bloßen Füße flitzten nur so über die Holzspäne und Holzsplitter.

Am nächsten Morgen war Frank verschwunden. Als Fee kam, um Meggie zu wecken, wirkte sie todernst und wie verkrampft. Meggie sprang sofort aus dem Bett, und als sie sich anzog, bat sie ihre Mutter nicht einmal, ihr bei den vielen Knöpfen zu helfen.

In der Küche saßen die Jungen bedrückt am Tisch, und Paddys Stuhl war leer. Der von Frank auch. Meggie ließ sich auf ihren Sitz gleiten, und dann hockte sie dort, vor Angst fast hörbar mit den Zähnen klappernd. Nach dem Frühstück scheuchte Fee mit verdrossenem Gesicht alle hinaus, und hinter dem Schuppen flüsterte Bob seiner Schwester dann das Geheimnis zu.

»Frank ist fort!«

»Vielleicht ist er ja bloß nach Wahine«, versuchte Meggie abzuschwächen.

»Ach, Quatsch! Der ist zur Army. Wäre ich doch nur groß genug, um mitzugehen! Hat der ein Schwein!«

»Ich wünschte, er wäre noch zu Hause.«

Bob hob die Schultern. »Du bist ja bloß ein Mädchen, und Mädchen reden halt so Zeug.«

Normalerweise hätte eine solche Bemerkung Meggie in Harnisch gebracht. Diesmal ließ sie's durchgehen. Sie ging in die Küche zurück, um zu sehen, ob sie ihrer Mutter irgendwie helfen konnte.

»Wo ist Daddy?«, fragte sie, nachdem sie ihre Arbeit – Taschentücher plätten – zugeteilt bekommen hatte.

»Nach Wahine.«

»Bringt er Frank mit zurück?«

Fee schnaubte ärgerlich. »In dieser Familie ist kein Geheimnis sicher. Nein, er wird Frank nicht in Wahine finden, das weiß er. Er wird der Polizei ein Telegramm schicken und auch der Army in Wanganui eines. Die bringen ihn zurück.«

»Oh, Mum, hoffentlich finden sie ihn! Ich möchte nicht, dass Frank fortgeht!«

Fee klatschte den Inhalt des Butterfasses auf den Tisch

und attackierte die wässrig-gelbe Masse mit zwei Holzkeulen. »Keiner von uns will, dass Frank fortgeht. Deshalb wird Daddy auch dafür sorgen, dass man ihn zurückbringt.« Für einen Augenblick konnte man sehen, dass ihre Lippen zitterten. Sie attackierte die Butter noch heftiger. »Armer Frank! Armer, armer Frank!«, seufzte sie, wie für sich. »Ich begreife nicht, warum die Kinder für unsere Sünden bezahlen müssen. Mein armer Frank, so ... so abseits ...« Sie sah, dass Meggie aufgehört hatte zu plätten. Sofort presste sie die Lippen aufeinander und schwieg.

Drei Tage später brachte die Polizei Frank zurück. Wie der begleitende Sergeant aus Wanganui Paddy berichtete, hatte Frank erbitterten Widerstand geleistet.

»Da haben Sie aber wirklich einen Kämpfer! Als er kapierte, dass die Burschen bei der Army seinetwegen alarmiert waren, schoss er davon wie der Blitz – die Treppe runter und dann die Straße entlang, mit zwei Soldaten hart auf seinen Fersen. Aber hätte er nicht das Pech gehabt, einem patrouillierenden Konstabler in die Arme zu laufen, er wäre ihnen wohl entkommen. Na, und dann hat er zugebrochen, dass die Fetzen flogen. Fünf Mann brauchte es, um ihm Handschellen anzulegen.«

Mit diesen Worten nahm der Sergeant Frank die schweren Ketten ab und stieß ihn rau durch das Vordertor. Der Junge stolperte gegen Paddy – und zuckte zurück, als habe er sich bei der Berührung verbrannt.

Die Kinder standen etwa zehn Meter entfernt, näher zum Haus, und starrten angespannt. Bob, Jack und Hughie hofften inbrünstig, Frank werde wieder gewaltig zuschlagen. Stuart, friedvolle und mitfühlende kleine Seele, die er war, wirkte noch am gelassensten; und Meggie presste die Hände gegen ihr Gesicht in ihrer Angst, irgendjemand könne Frank womöglich weh tun.

Er drehte den Kopf, und sein erster Blick galt seiner Mutter. Schwarze Augen tauchten in graue und graue in schwar-

ze – ein dunkles und gleichsam bitteres Ineinanderversenken, für das nie jemand Worte gefunden hatte und nie jemand Worte finden würde. Dann prallte, wie ganz von oben herab, Paddys wilder blauer Blick auf Frank, voll Verachtung, voll Hohn: Eben dies, so schien der Blick zu sagen, habe man ja wohl erwarten müssen. Frank blickte zwar zu Boden. Dennoch – und vielleicht gerade deshalb – sprach aus dieser Haltung Trotz. Es war, als wolle er so sein Recht bekunden, zornig zu sein. Von diesem Tage an wechselte Paddy mit seinem ältesten Sohn nur noch Worte, welche Notwendigkeit und Höflichkeit geboten. Doch als schwerste Probe erwies sich für Frank jetzt die Wiederbegegnung mit seinen Geschwistern. Scham und Verlegenheit erfüllten ihn, den hell glänzenden Vogel, der unversehens vom unumgrenzten Himmel herabgestürzt war: nach Hause geschafft mit gestutzten Flügeln, das unbekümmerte Lied in der Kehle erstickt.

Meggie wartete, bis Fee mit ihrer abendlichen Runde fertig war. Dann kletterte sie durchs Fenster hinaus. Sie wusste, wo sie Frank finden konnte: oben im Heu, in Sicherheit vor zudringlichen Blicken und vor seinem Vater.

»Frank, Frank, wo bist du?«, flüsterte sie, als sie in den dunklen Schuppen trat. Vorsichtig die Zehen vorstreckend, bewegte sie sich Zoll um Zoll voran.

»Hier an der Seite bin ich«, erklang seine müde Stimme, die gar nicht Franks Stimme zu sein schien, so ohne Leben, ohne Leidenschaft war sie.

Sie fand die Stelle, wo er ausgestreckt im Heu lag, und kuschelte sich an ihn. Ihre Arme schlangen sich um seinen Brustkorb, so weit es irgend ging. »Oh, Frank, ich bin ja so froh, dass du wieder da bist«, sagte sie.

Mit einem Stöhnen ließ er sich tiefer gleiten, sodass er seinen Kopf auf ihren Leib legen konnte. Meggies Finger fuhrn durch sein dichtes, glattes Haar. Sie summte leise. Und eben dies war es, was ihn anrührte: ihr gleichsam mit Händen greifbares Mitgefühl. Er begann zu weinen. Stöße schienen

auf seinen Körper zu treffen, wie im Krampf schüttelte es ihn. Tränen fielen auf Meggies Nachthemd.

Meggie weinte nicht. Irgendetwas in ihr war alt genug, war Frau genug, um jene unwiderstehliche, wie prickelnde Freude zu empfinden: die Freude darüber, gebraucht zu werden. Und sacht schaukelte sie seinen Kopf hin und her und hin und her, bis all sein Kummer sich entleerte ins Nichts.

## 2. TEIL 1921–1928

### RALPH

#### 3

Nein, dachte Pater Ralph de Bricassart, Erinnerungen an meine Jugend bringt diese Straße nach Drogheda mir nicht zurück. Die Augen gegen das grelle Sonnenlicht halb geschlossen, saß der Priester am Steuer seines neuen Daimler, der sich rumpelnd voranbewegte auf dem, was hier als Straße gelten musste: Zwei tiefe Furchen, die Spuren von Wagenrädern, zogen sich dahin durchs hohe Silbergras. Nein, Irland war dies hier nicht – nicht die liebliche, oft nebelverhangene grüne Insel.

Und Drogheda, was war Drogheda? Nun, jedenfalls kein Schlachtfeld und auch keine Zentrale der Macht. Aber traf das, genaugenommen, auch *wirklich* zu? Sein stets wacher Sinn für Humor (nur gut, dass er ihn besser unter Kontrolle hatte als in früheren Jahren) beschwor in seiner Fantasie das Bild einer Mary Carson, die etwas von einem Cromwell an sich hatte: Gewaltherrscherin alten Stils, fast schon Inbegriff bössartiger Macht. Übertrieben? Nun, zumindest übte Mary Carson Macht aus über viele Menschen – über eine ganze Heerschar, wenn man es so nennen wollte: ähnlich den Kriegsherren früherer Tage.

Zwischen einer Gruppe von Buchs- und Eukalyptusbäumen tauchte das Gatter mit dem letzten Tor auf. Der Pater hielt, stülpte sich zum Schutz gegen die Sonne einen un-

